che

lus

<36639865720010

Paulus.

Roman

aus der Zeit des Kaisers Marcus Aurelius

von

Wilhelm Bölsche.

I

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1885.

Vorwort.

Die Anfänge des Christenthums in ihrer Stellung zur antiken Weltanschauung und zum römischen Staatsorganismus sind in neuerer Zeit mehrfach zum Gegenstande historischer Romane gemacht worden und das nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Wo eine neue Lehre so tief umwälzend auf psychologischem Gebiete auftritt und sich im Leben jedes Einzelnen so sehr verschieden abspiegelt, erscheint der Dichter, der die eigentlichen Seelenkämpfe zu erfassen sucht, als ein wohl berechtigter Genosse des Geschichtsschreibers. In den Quellen aus jener Zeit, die uns noch zur Verfügung stehen, klingt es nur hin und wieder wie ein leiser Nachhall jener Stürme durch, die Tausende mit sich fortrissen und zu Glück und Unglück bewegten. Was jene Geister eigentlich gelitten, die sich als Verkündiger oder Gegner des jungen Evangeliums der Liebe fühlten, davon steht fast nichts in den Annalen der Historiker, wenig in den Akten der Märtyrer zu lesen, und das Wenige ist entstellt durch den Haß der Parteien. Unsere Zeit, in der so viel Altes fällt, so oft schon der Schimmer eines neuen Weltentages am Horizont aufzuglühen scheint,

ist vor anderen geeignet, in den spärlichen Notizen den Zusammenhang zu sehen, das Ganze zum dichterischen Bilde zu vereinigen.

Wenn Anderen, die sich an diesem Problem versuchten, die Absicht näher lag, den Sieg der jungen christlichen Lehre über die alternden Religionen und Ideen der römischen Kaiserzeit zu verherrlichen, so habe ich mehr Gewicht auf die Gegenströmung legen wollen, die aus dem Heidenthum heraus gegen die unverstandenen und falsch gedeuteten jüdisch-christlichen Anschauungen reagirte. Ich wollte an einem einzelnen, frei gestalteten Beispiele zeigen, wie einem Manne jener Zeit zu Muth sein mußte, der in diesen Streit hineingezogen und von beiden Seiten bestürmt wurde. Er nähert sich dem Christenthum, ohne in ihm dauernd das zu finden, was er sucht; er ist gewissermaßen noch nicht mürb genug, noch nicht genug Kind einer resignirten, todesmatten Zeit, um die beseligende Entsagungstheorie des Christenthums in sich aufnehmen zu können; das sinnliche, lebensfrische Element, das eigentlich Antike in ihm muß schließlich, obwohl in gemäßigter Form, doch durchschlagen und die neue Lehre zurückweisen. Eine Kritik oder Apologie des Christenthums in höherem, allgemeinerem Sinne kann und soll in dieser Erzählung, wie das Problem einmal gestellt, ist nicht gegeben werden.

Bonn, im November 1884.

Wilhelm Bölsche.

Erstes Capitel.

Ein Abend auf der Villa der Fabier am Albanersee.

„Er hält nicht, Euporus!“

„Das sagst Du! Wenn ich aber sage, der Kranz hält, so hält er auch, bis . . .“

„Bis er herunterfällt! Da hast Du recht, Schlaukopf, denn er kommt schon!“

In der That fiel der große, kunstvoll gewundene Kranz, dessen eines Ende der dicke Euporus vergebens am Capitäl einer schlanken corinthischen Säule hatte befestigen wollen, mit einem solchen Ruck herunter, daß er den Sclaven beinahe von der Leiter warf. Das andere Ende, dessen breites Band mit mehr Erfolg an die nächste Säule der Vorhalle geknüpft war, hielt fest, und so schaukelte der ganze Kranz ein Paar Mal heftig auf und nieder, schlug gegen die Säulen und Leiter an und streute einen Regen von einzelnen Goldlackblüthen und Rosenblättern, die sich aus dem Zu-

sammenhang lösten, über die bunten Muster des Mosaikbodens aus.

Die Sclavenschaar, die im Festgewande müßig vor der Halle stand und zusah, wie der ungeschickte Genosse auf der Leiter sich mühte, brach in ein lautes Gelächter aus, als so zum vierten Mal das Kunstwerk mißlang.

„Faß' ihn doch, Euporus, eben kommt er ja wieder zu Dir herübergeflogen!"

„Mach' Du mir den Arm länger, Sextus!"

„Na, versuch's doch selbst," rief eine kecke Stimme. „Gehörst ja doch zu den Geheimnißkrämern und Weisen, die sich auf alle Wunder im Himmel und auf Erden verstehen und bei denen die Todten aus dem Grab und die Esel in den Tempel kommen! Laß Deinen syrischen Magier Chrestus doch helfen!"

„Wenn Du das Maul nicht hältst, Nereus," antwortete ein breitschultriger Sclave aus dem Kreis, indem er seine wuchtige Faust unsanft auf die Schulter des frechen Sprechers niederfallen ließ, „wenn Du Dich unterstehst, in meiner Gegenwart Dein lästerliches Zeug zu schwätzen, so kannst Du gleich herumlaufen und suchen, wo Du Deine Zähne am Boden findest, hast Du das verstanden?"

Der Angeredete ließ das boshafte Auge im Kreise herumgehen, ob wohl einer der Anwesenden seine Partei ergriffe. Da er auf lauter Blicke stieß, die dem Andern mehr oder weniger deutlich recht gaben, so sagte er nur in trotzigem Tone: „Natürlich, man darf nichts sagen.

Aber, beim Zeus, Latiaris, wenn der Procurator nicht selbst zu Euch hielte, so wollt' ich doch sehen, ob ich hier schweigen muß oder Ihr."

Das weitere Gespräch wurde durch das Erscheinen eines ältlichen, steifen Mannes unterbrochen, der langsam auf der Terrasse, die an der Vorderseite der Villa hinlief und über die man in die offene Säulenhalle kam, heranschritt.

„Da kommt der Mann, der Dir den Arm verlängern wird, Euporus, — unser Herr Gärtner!" sagte Nereus spöttisch.

Maximus, der Freigelassene, unter dessen Obhut die prächtigen Gartenanlagen der albanischen Villa standen, pflegte seine hagere Gestalt aus Furcht vor Erkältungen in so viele Kleidungsstücke zu wickeln, daß er dadurch stark an Umfang gewann. Heute hatte er zu Ehren des festlichen Tages, wo der neue Herr der Villa erwartet wurde, auch in den schreienden Farben seiner vielen Röcke und des bauschigen Mantels das Unmöglichste geleistet.

So lange er in Gedanken heranwandelte, verriethen seine Züge nur den Philosophen, der über alle Mühen des Lebens triumphirt. Der Blick der verkniffenen Augen ruhte mit Wohlgefallen auf den vollen Guirlanden, die in zierlichen Bogen zwischen Säule und Säule schwebten.

Als der gelehrte Gärtner aber unter die Sclaven trat und bemerkte, wie gerade in der Mitte die Ein=

heit des Kranzschmuckes unterbrochen war, blieb er stehen, warf erst dem ungeschickten Manne auf der Leiter und dann dessen Genossen einen zornigen Blick zu und begann in scheltendem Tone: „Hat man je so etwas gesehen? Der Herr soll seine himmlischen — — Jupiter soll dazwischen fahren, — was, und Ihr steht dabei und gafft, während der ganze Kranz in Stücke geht? Seht, seht — —“ und er hob eine dem Gewinde entfallene Blume auf, „wann hat eine schönere Rose in meinen Beeten geblüht! O über dieses Sclavenvolk! Wartet nur, wenn der Herr kommt! Muß ich mich am Festtage über das Gesindel ärgern! Heran und angegriffen, der Kranz kommt mir hinauf oder . . .“

„Beruhige Dich, Maximus!“ unterbrach ihn die Stimme eines freundlichen Mannes mit grauem Bart, der eben aus der Halle kam.

„Sieh selbst, Priscus, was diese Burschen angerichtet haben. Der Kranz fällt noch in Fetzen vor meine Füße!“

„Nur Ruhe, Ruhe, es wird schon gehen.“

Priscus, der das Amt des Procurators auf der Villa verwaltete, trat einige Schritte zurück und musterte den Sclaven auf der Leiter. Die Schaar der müßigen Zuschauer, die bei der heftigen Rede des Freigelassenen trotzig stehen geblieben war, machte ihm ehrerbietig Platz.

„Ich weiß nun auch gar nicht,“ fuhr Priscus in heiterm Tone fort, „weshalb grade der dickste Freund

aus der Villa diesen gefährlichen Stand einnehmen muß. Warum greift Ihr andern nicht zu?"

„Euporus wollte es so!" „Und wir sind im Festgewand" hieß es von verschiedenen Seiten.

„Euporus ist ein fleißiger Arbeiter, aber auf die Leiter gehört er nicht, sowohl zu seinem eigenen Heil als zu dem unserer guten Leiter. Die eine Sprosse kracht schon!" (Hier brach unter den Sclaven eine stürmische Heiterkeit los, die den dicken Euporus selbst ansteckte). „Mit Eurem Festgewande aber, — das ist dummes Geschwätz, — Blumenkränze aufbinden ist keine Arbeit und herunterzufallen braucht Ihr ja nicht, wobei Kleider zu Schaden kämen. Marsch, Eumolpus und Nereus, an die Leiter!"

Die Genannten folgten ohne Widerrede, aber auch ihren vereinten Anstrengungen schien der Kranz lange zu widerstehen.

Inzwischen wandte sich der Procurator zu dem Gärtner Maximus zurück, der etwas in sich hinein murmelte und der Arbeit mit ärgerlicher Miene folgte.

„Der Herr kann kommen, Maximus," sagte Priscus freundlich. Es ist, denke ich, alles fertig."

„Meine Gärten waren immer in Ordnung, Priscus. Denn es steht geschrieben: Du weißt nicht, wann der Herr komme."

„Doch, er muß noch vor Sonnenuntergang eintreffen," sagte etwas vorlaut ein junger Sclave aus

der Stadt, der mit andern dem Herrn voraus auf die Villa gekommen war.

„Er fährt mit den Braunen und die laufen gut!“

Ueber die wetterharten, doch nicht unschönen Züge des Procurators glitt ein feines Lächeln, während Maximus sich, gekränkt durch das Mißverständniß, abwandte.

„Du hast Recht,“ sagte Priscus zu dem jungen Sclaven. „Er muß bald hier sein.“ Und zu dem Gärtner sich wendend, fügte er leiser hinzu: „Auch unseres anderen Herren Rosse eilen schnell, o Maximus: — nehmen wir das Omen an!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, da er viele Leute umherstehen sah, schritt er hinweg, während der Gärtner murmelte: „Das ist die gemeine Art, alles zum Guten zu drehen. Ich sage's ja, in diesen rohen Sclavenseelen keimt nie die rechte Lehre, sie ist eben doch nur uns Gebildeten zugänglich!“

Damit schritt auch er um's Haus.

Ein jubelnder Zuruf der Sclaven auf der Terrasse und der zahlreichen Landbevölkerung, die sich am offenen Thor der Mauer aufgestellt hatte, welche die eine Hälfte der Villa gegen die Landstraße abschloß, bezeugte inzwischen, daß auch der letzte Kranz endlich nothdürftig befestigt war. Er schwankte zwar noch bedenklich, aber die Bänder schlossen sich fest an die schlanken Säulen an und ließen die Enden nicht los.

Eben entfernte Nereus die Leiter und wollte die

Blumen wegkehren, die abgefallen waren, als ihm aus der Halle eine fremdartige Erscheinung entgegen trat.

Ein dicker Mann mit freundlich umlocktem Scheitel, eine gewaltige Rolle in der Hand, erfüllte im Heranschreiten fast den ganzen Raum zwischen den beiden mittelsten Säulen. Die glänzende Folie des weißen Marmors und des bunten Kranzes darüber ließ ihn im Goldschimmer der schon tief stehenden Sonne so großartig erscheinen, daß einige vorlaute Stimmen aus dem Publicum an der Straße schon anfingen, ihr „Heil, Heil!" zu schreien, das sie für die Ankunft des Herrn der Villa bereit hielten.

„Still doch!" riefen mehrere Sclaven hinüber.

„Wer ist's denn?" fragte Jemand.

„Zosimus, des verstorbenen Herrn Freigelassener, er war sein Vorleser."

„Und jetzt? Was will er?"

„Wartet nur, er wird gleich was vortragen."

„Jetzt schon?"

„Er will eine Probe machen, wie sich's ausnimmt. Nämlich, wenn der Herr kommt, wird er ein Gedicht declamiren, — so lang, wie unseres Maximus neuer Mantel, das ist ja ungefähr dreimal so lang, wie die Via Appia!"

Alles lachte.

„Ich habe gestern gleich so was gerochen," fuhr der Spaßvogel unter den Sclaven fort. „Kaum war er hier, so konnt' ich ihm die ganze Bibliothek zutragen. Nach=

her ist er im Garten gelustwandelt und hat etwas über die Villa, den See und den Jupiter vorgetragen, — — letzlich wär' er in den See gefallen, wenn ich ihn nicht am Rock festgehalten hätte. Aber da hebt er schon an! Bei der albanischen Venus, — — was der Kranz wackelt!"

Herr Zosimus hatte wirklich, zwischen den Säulen stehend, die endlose Rolle entfaltet und begann eben mit höchstem Pathos:

„Wenn der olympische Zeus unter großem Gepolter der Räder
Brausend den Himmel umfährt . . ."

als plötzlich der mühsam befestigte Kranz einen Kreisausschnitt durch die Luft beschrieb und dem Redner grade da den Mund mit eitel Rosen und Goldlack verstopfte, als er ihn am weitesten offen hatte.

Entsetzt schlug der Freigelassene mit den Armen Räder durch die Luft und erzeugte weithin einen wahren Blumenregen. Er verwickelte sich dabei aber derart in die Bänder, die das Blumengewinde verbunden hatten, daß er sich plötzlich an beiden Armen gefesselt und um den Hals gewürgt fühlte.

Lachend lief alles herzu und befreite ihn. Die Heiterkeit erreichte aber ihren Höhepunkt, als man sah, wie Floras Segen die gekräuselten, duftenden Löckchen, die den Schädel des poesievollen Zosimus so anmuthig umspielt hatten, rein weggefegt hatte. Das ganze Kunstwerk lag zerzaust unter den Blumen am Boden.

„Hätt' ich doch nicht gedacht," rief Einer, „daß Rosenblätter ein so feines Rasirmesser wären!"

Der Gelehrte aber sah und hörte nichts von allem Gelächter und allen Stichelreden, er stampfte in seiner Wuth auf den unglücklichen Resten des schönen Kranzes herum, schleuderte ganze Bündel Rosen, Goldlack und Levcojen mit der Fußspitze über die Terrasse und schrie in hellem Zorn: „Jetzt weiß ich's, unter was für Lumpenpack ich hier gerathen bin, Verabredung war das ganze, und ich erlebe's, daß Ihr Euch an Pranger und Kreuz gebracht habt, wenn der Herr kommt!"

Die Sclaven wichen lachend und achselzuckend zurück, bald aber kehrte in der Gestalt des rasch heraneilenden Gärtners der richtige Mann zurück, um dem gottlosen Wüthen gegen seine Schätze Einhalt zu thun.

„Bei dem einen — — bei allen zwölf Göttern — — ist der Mensch rasend?" rief er schon von weitem. „Zu Hülfe, ein Verrückter! Willst Du mir etwa die Beete wieder ersetzen, die ich für den köstlichen Kranz beraubt habe, willst Du . . ."

„Eure ganze schändliche Vorrichtung will ich zu Schanden machen!" schrie der Vorleser und sprang über drei Stufen zugleich von der Terrasse herab und eilte dem Gärtner entgegen, wobei er wie absichtlich, anstatt auf dem Wege, quer durch die Blumenbeete vor dem Hause ging.

„Ja, gerade Du, Du schlechter Kerl Du, Du bist's gewesen!" herrschte er den Gärtner an.

„Was?“ keuchte dieser mit vor Zorn überschlagender Stimme. „Wer, was bin ich gewesen?“

„Wer hat den Kranz aufhängen lassen?“

„Ich habe es gethan, und was solls?“

„O Du infamer Gesell’, Du niederträchtiger Mensch ohne Ehre und Eltern . . .“

Der beschimpfte Gärtner vergaß jede Vorsicht; sein kunstvoll gefalteter Mantel fiel aus allen künstlerischen Linien heraus.

„Bei Christi Blut, Dich soll doch . . .“

„Was, Christi Blut? So — also auch noch gar einer von der Sorte! Na, das ist mir ja eine nette Bande hier. Christianer, Eselsanbeter, Kindermörder — — o, daher die Verworfenheit!“

Bei Nennung des Christianernamens ging eine merkliche Bewegung durch die Reihen der Sclaven, einige lachten hämisch, die übrigen wurden ernster und zwei verschwanden, um im Hause nach dem Procurator zu suchen.

Dieser war im Augenblick zur Stelle und bemühte sich einigermaßen die Ruhe wieder herzustellen.

„Ich bitte Euch alle beide dringend, jetzt, wo unser Herr im Augenblick kommen kann, keine Störungen hervorzurufen. Wollen wir ihn mit Unfrieden empfangen? Und Ihr da, beseitigt die losen Blumen und ordnet das Beet hier etwas, die mittelsten Säulen müssen jetzt ohne Kranz bleiben.“

Die Sclaven machten sich an die Arbeit, die beiden

Freigelassenen aber schienen noch nicht geneigt, ihren Streit ohne weiteres aufzugeben.

„Als Christianer hat er sich bekannt!“ sagte Zosimus grimmig.

Priscus warf dem Gärtner einen raschen Blick zu, der diesen so scharf traf, daß er die Augen niederschlug. Dann wandte er sich lächelnd zu dem Gelehrten und sagte sanft: „Wenn er es bekannt hat, wird er es auch unserm Herrn bekennen. Die Christianer halten, so viel ich weiß, nicht hinter dem Berge. Wirst Du nicht dem Herrn selbst das Urtheil überlassen wollen?“

Der Gelehrte sah ihn mißtrauisch an. Priscus aber fuhr vollkommen ruhig fort:

„Was diesen Kranz betrifft, so ist er durch Zufall auf Dich gefallen. Dort hängen noch eine ganze Reihe, die Dich alle treffen konnten.“

Zosimus, der jetzt erst mit seinen kurzsichtigen Augen die geschmückte Vorderseite des Hauses bemerkte, machte keinen Einwand.

„Endlich, was ich noch sagen wollte, es wird mir soeben gemeldet, man sehe den Wagen unseres Herrn schon, er wird also gleich hier sein. Falls Du, Zosimus, bis dahin noch irgendwelche Vorbereitungen zu treffen hast, so laß Dich nicht abhalten.“

Dieser Satz leuchtete dem Angeredeten so weit ein, daß er mißmuthig seine Rolle aufhob und auf's Haus zuschritt. Er schien noch zu überlegen, was er thun sollte.

Als er sich aber mit der Hand über den Kopf strich

und plötzlich merkte, daß seine Perrücke verschwunden war, beschleunigte er seinen Schritt um ein Bedeutendes und verschwand in der Säulenhalle.

Priscus schaute ihm nach, bis er in's Haus getreten war, ging dann auf Maximus zu und redete einige Worte leise zu diesem, auf die der etwas verlegen dreinschauende Gärtner nichts zu antworten wußte.

„Es ist nur eine Schande," sagte Maximus nach einer längeren Pause, „daß jetzt grade in der Mitte ein Kranz fehlen soll. So wird die ganze Einheit des Schmuckes gestört . . ."

„Du hast keinen mehr?"

„Nein, nein, alles irgend Entbehrliche ist ja schon verwendet. Und woher die Zeit nehmen, einen neuen zu flechten!"

„Wir müssen den Schein erwecken, als sei mit Absicht die Mitte frei geblieben. Es könnte etwa jemand zur Begrüßung zwischen den beiden Säulen stehen, wenn der Herr kommt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen."

„Na, das fehlte, daß der alte Narr mit seiner falschen Declamation sich dort aufstellte!"

„Es scheint fast, als habe er's ohnehin vorgehabt. Aber ich glaube gern, daß es nicht schön aussehen wird. Was werden wir thun?"

Der Procurator schaute sinnend vor sich hin und dachte nach.

„Halt, — das geht. Wir lassen jemand dort hintreten, der dem Herrn einen Strauß überreicht.

Hast Du nicht noch einige besonders köstliche Blumen?"

Der Gärtner überlegte.

„Es muß geholfen werden," sagte er nach einer Pause verdrießlich, „ich sehe, daß ich etwas thun muß. Aber es kommt mir schwer an.

Seit zehn Jahren mühe ich mich, den köstlichen Orangenbaum in unserm Klima zur Blüthe zu bringen. Du kennst den Baum, in Asien blüht er das ganze Jahr, bei uns in Italien hat er es noch nie gethan. Sogar der weise Plinius bezweifelte, ob er jemals . . ."

„Und er blüht jetzt?" unterbrach Priscus ungeduldig die weitschweifige Rede.

„Ich habe zu unserm Gott gefleht, daß er mir die Gnade schenken solle, und er hat mein Gebet erhört. Die ersten Blüthen sind eben offen."

„Das ist vortrefflich, du machst aus ihnen den Strauß, den . . ."

„Die Rede geht Dir leicht, und doch ist es viel, was Du forderst. Aber ich weiß, daß wir vor Gott nichts für uns haben sollen!"

Damit wandte er sich ärgerlich ab, um durch das Herrenhaus der Villa nach der andern Seite des Gartens zu gehen, wo die Bäumchen in gedeckter Halle standen.

Noch einmal kehrte er um.

„Wer wird den Strauß überreichen?"

Priscus dachte, wenn Maximus an Zosimus Stelle tritt, wird es neuen Streit geben.

Er hatte aber keine Zeit zu langem Ueberlegen.

„Ich denke,“ sagte er zögernd, „wir nehmen ein Kind aus der Villa. Etwa Julia, mein Mädchen.“

„Meinetwegen.“

Und der Gärtner schritt in's Haus.

Priscus folgte ihm sinnend. Ihm fuhr ein Gedanke durch den Kopf, seine Züge nahmen einen rauhen Charakter an.

Aber er strich sich mit der Hand über die Stirn, und es war, als kämpfte ein besserer Gedanke siegreich mit dem andern. So trat er in die Halle.

Draußen liefen die Sclaven zusammen, am Thor löste sich die Menge und machte einem Boten Platz, der athemlos heranstürmte. „Er kommt!“

„Er kommt!“ rief es weiter durch den Garten und das Haus, und alles drängte sich an die Plätze, die der Procurator den Einzelnen beim Empfang angewiesen hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Die römische Ebene fing eben an, sich in ein Meer von Gold und brennenden Farben aufzulösen, aus dem die fernen Hügel und Tempel der Weltstadt schimmernd und strahlend emporstiegen, auf den Höhen des Gebirges wechselte matter Purpur mit tiefem Blau, und fern am Horizont schwebte die Sonnenscheibe in letzter, blendender Helle über der flimmernden See.

Auch die ernsten Grabdenkmäler an der Appischen Straße, die von Rom zu den blauen, duftumflossenen

Höhen des Albanergebirges führte, umgoldete der Abendschimmer, so daß der Marmor heller glänzte und die großen, pomphaften Inschriften deutlicher hervortraten.

Landleute mit ihren Karren, die sich in Rom verspätet hatten und jetzt noch eilig dem heimathlichen Dorfe zuzogen; eine Schaar Soldaten, die am Abend noch in ihre Caserne nach Rom wollten, belebten die Straße.

Ein kaiserlicher Postwagen eilte vorbei; Bettler, die den Tag über am Wege ihren Stand gehabt hatten, schickten sich zum Heimgang an; zwei einzelne Wandrer mit Ranzen und Stab, die von weit herkamen, zogen müde die staubige Straße entlang.

An allen diesen aber vorüber rollte ein eleganter zweirädriger Wagen; die vier Pferde, — zwei an der Deichsel, zwei am Riemen, — zogen kräftig aus und ließen eine lange, weiße Staubwolke hinter sich.

Ein älterer breitschultriger Sclave führte die Zügel, neben ihm saß ein vornehmer junger Römer, der aufmerksam die Landschaft musterte, die ihm fremd zu sein schien.

Dieser junge Mann war Paulus Fabius Maximus, der Herr der albanischen Villa.

Mantel und Reisehut hatte er abgelegt, denn der Abend war schwül, und der schwache Hauch, der vom Gebirge wehte, spielte frei in seinen sorgfältig gekräuselten Locken. Die dunklen Wangen ließen darauf schließen, daß eine heißere Sonne als die italische sie gebräunt, um die Lippen keimte der erste Bart.

Die Straße näherte sich den Albanerbergen.

„Kann man unser Haus noch nicht sehen, Hipponicus?“

„Dort — links über den Rebenhügeln, die Sonne blendet, aber die obere Säulengallerie des Herrenhauses in der Villa konnst Du deutlich erkennen.“

„In der Nähe steht ein Tempel, gehört er zu unserer Besitzung?“

„Es ist der Tempel der Venus; einer Deiner Ahnherrn, dem die Göttin hold war, hat ihn gebaut. Die Villa und der Tempel stehen am Rande des Sees von Alba, der hoch in den Bergen liegt. Du siehst ihn nicht eher, als bis Du in der Villa selbst aus den Fenstern blickst, die nach der andern Seite gehen. Der höchste Berg dort im Hintergrund ist der Albanus, sieh nur, wie der große Tempel des Jupiter Latiaris sich vom röthlichen Himmel abhebt. Was wir aber jetzt dicht vor uns haben, hier an der Straße die Haine, Hallen und zahlreichen Gebäude, die von fern einer Stadt gleichen und bis zu unserer Villa ansteigen, — das ist der Landsitz des Kaisers. Kaiser Marcus selbst ist gestern aus der Stadt heraufgekommen. Führen wir weiter auf dieser großen Straße, so kämen wir nach Aricia und zum heiligen See der Diana. Aber unser Weg geht links ab und steil bergaufwärts um des Kaisers Gärten herum.“

„Ein schönes Land, Hipponicus!“

„Ja, Herr, schön und fruchtbar. Der drittbeste

Wein der Welt wächst auf diesen Hügeln, nirgendwo sind fettere Weiden als oben in unserm Gebirge, und der Götter Hand waltet über Allem, es ist ein heiliger Boden."

Paulus schaute bei der Biegung des Weges wieder in die Ebene hinaus. Die Straße durchschnitt jetzt rasch ansteigend die Vorhöhen des Gebirges, über die niedrigen Mauern der Weinberge zur Linken weg schweifte der Blick zur römischen Ebene hinunter, die in immer düsterere Farben tauchte. Die Tempel und Hallen der Weltstadt glühten wie ein ungeheurer Feuerbrand aus der bläulich verschwimmenden Nebelmasse auf, unbeweglich stand am Horizont der blutrothe Streifen des Meeres, in dem die Sonnenscheibe mit letztem Aufblitzen versank.

Plötzlich schlug fröhliche Musik an des Schauenden Ohr. Man näherte sich der Villa.

Die Straße, die nahe am Kamm des Gebirgswalles hinlief, der den Krater des Albanersees einschließt, zerschnitt die Villa in zwei Theile. Herrenhaus und Garten lagen rechts, die Obstanpflanzungen, die Weinberge und Oeconomiegebäude links. Im Hohlweg zwischen den hohen Mauern dunkelte es bereits, als der Wagen einfuhr. Landleute und Zugehörige der Villa drängten sich ihm entgegen, heitere Weisen wurden aufgespielt, Sclaven erschienen mit Fackeln und begrüßten ihren Herrn mit lebhaftem Zuruf.

Die Pferde brachen sich langsam Bahn durch das

Volk, der junge Römer hatte Zeit, nach allen Seiten mit leichtem Kopfneigen zu grüßen und einen ersten Blick durch das geöffnete Gartenthor auf die im Glanze der Fackeln und Candelaber erstrahlende, festlich geschmückte Säulenhalle zu werfen. Jetzt hielt der Wagen, der Procurator und der Villicus, der Oeconomieverwalter, halfen Paulus beim Aussteigen. Als dieser die Treppe zu der Halle hinanschritt, trat ihm mitten auf den Stufen der dicke Zosimus entgegen und schmetterte mit einem Ton, als sei er Ausrufer auf dem Markt, sein gewaltig dahinrollendes Empfangsgedicht hervor. Paulus blieb stehen und hörte geduldig zu. Sein Blick hing an den schönen Säulen, es war ihm seltsam zu Muthe bei diesem ersten Schritt auf einen Boden, der seit Menschengedenken seinem ruhmreichen Hause angehört hatte und den er doch jetzt zum ersten Male betrat. Er kannte noch keins von all' den Gesichtern, die ihn eilfertig umdrängten, — und doch war er jetzt Herr über sie alle, sein Wink verfügte über ihr Wohl.

In solchen Gedanken ließ er die stürmischen Wogen des dichterischen Pathos bei seinem Vorleser ruhig über sich ergehen, ohne auch nur auf ein Wort zu achten. Es waren ja auch nur die gewöhnlichen Redewendungen, wie sie in den Treibhäusern damaliger Rhetorik und Epik in ungezählten Schaaren erblühten.

Aber eine angenehme Erscheinung fesselte plötzlich seine Aufmerksamkeit in weit höherem Maße.

Die Halle, die bisher nur von außen her düster=

roth bestrahlt worden war, erhellte sich zusehends im Innern, ein breites Lichtband fluthete zwischen den beiden mittleren, kranzlosen Säulen durch über die obersten Stufen.

In diesem hellsten Glanze aber erschien die Gestalt eines schönen jungen Mädchens, das einen süßduftenden Strauß weißer Blüthen trug. Das leichte, hellfarbige Gewand schmiegte sich eng an die frühreifen Formen an, dunkles Haar glitt wellig zu den Schultern nieder.

Das Mädchen trat schüchtern vor und blieb wartend stehen, als Zosimus' Verse an sein Ohr schlugen. Paulus aber schenkte seinem Hausdichter weiter kein Gehör, sondern stieg rasch die obersten Stufen hinan, dem schönen Kinde entgegen.

„Der über uns waltet, segne Deinen Eingang, Herr, — sei glücklich unter dem Dache Deiner Väter!"

Ein leichtes Roth glitt über die zarten, bleichen Wangen des Mädchens bei diesen Worten, einen Augenblick sah Paulus zwei große, schwarze Augen auf sich gerichtet, in denen seltsam sinnlich reizende Schönheit sich mit einem Zug schwärmerischer Begeisterung zu mischen schien. Dann senkten sich langsam die Lider, ein Antlitz von weicher, unschuldsvoller Kindlichkeit bot sich dem Beschauer dar. Die kleine Hand, die dem Kommenden den Strauß hinreichte, erschien Paulus so schneeig weiß, daß die Orangenblüthen fast röthlich daneben aussahen.

Paulus nahm die Blumen und wollte die schmale

Rechte selbst, die sie ihm übergab, ergreifen, er setzte an, ein freundliches Wort zu sagen. Aber eine kurze, lächerliche Katastrophe hinter seinem Rücken veranlaßte ihn grade jetzt, sich flüchtig umzuschauen. Zosimus hatte mit Aerger gesehen, wie sein Patron ihn um der Sclavin willen verließ. Zornig trat er einen Schritt zurück. Da stolperte er an den Treppenstufen und fiel mit lautem Aufschrei hintenüber. Aber viele Hände, die in der Nähe waren, fingen ihn auf, ehe er zu Schaden kam. Als Paulus sich zu dem Mädchen zurückwandte, war dieses in der Halle verschwunden. Dafür drängte der Gärtner sich jetzt herbei.

„Besieh Dir die edlen Blumen, o Paulus, sie sind von dem Baum, der die medischen Aepfel trägt!“

„Wer war das Kind, das sie mir überreichte?“

„Julia, des Procurators Tochter. Aber tritt doch ein.“

Einen Augenblick zögerte Paulus noch zwischen den Säulen. Er las das „Salve!“ an der Thür, die in's Haus führte. „Salve!“ murmelte er leise. Tausendmal hatte er das Wort schon theilnamlos übersehen, heute ergriff es sein empfängliches Gemüth. Es war ja sein Eigenthum, was ihn begrüßte!

— — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht war schon ziemlich weit vorgeschritten, als Paulus von der Abendmahlzeit aufbrach und sich von fackeltragenden Knaben in's Schlafgemach geleiten ließ.

Ein geräumiges, zum behaglichen Wohnen für einen

Einzelnen fast zu großes Zimmer nahm ihn auf. Weite Fenster nach dem Garten an der Rückseite des Hauses waren mit Marienglas und schweren Vorhängen geschlossen, der Boden mit weichem Teppich bedeckt. Die großen Flammen der ehernen Candelaber warfen flackernden Schimmer über die bunten Wandmalereien und zur kostbar getäfelten Decke hinauf.

In der einen Ecke stand ein Marmorbild des Liebesgottes, der mit seinem Bogen nach dem Lager des Schläfers zielte.

Der neue Bewohner des Gemachs warf sich ermüdet in einen Sessel.

„Befiehlst Du noch etwas, Herr?“ fragte der Sclave, der zum Dienste des Herrn zurückgeblieben war.

„Zieh' den Vorhang weg, Placidus, und öffne ein Fenster, die Luft ist dumpf hier.“

Durch den hohen Fensterbogen that sich eine weite Aussicht in die vom Mondschein erhellte Landschaft auf.

„Noch etwas, Herr?“

„Nein, verlaß mich.“

Paulus trat in die Fensternische und schaute hinaus.

Ein leises Rauschen ging unten durch die dunkeln Wipfel der Cypressen, des Schauenden Blick fiel zum ersten Mal auf die weite Fläche des Sees, der flimmernd hinter den Bäumen sich dehnte.

Gegen den tiefgrünen Himmel hoben sich die nahen, silberumglänzten Berge scharf ab, das weiße Marmor=

haus des Jupitertempels auf dem Albanus blitzte und funkelte hell im Mondlicht.

Nach einem heißen, bewegten Tage, nach der Abreise aus der unruhigen Weltstadt und der staubigen Fahrt durch die Campagna wirkte die angenehme Kühle der Nacht, der Duft der Lorbeerbüsche und Cypressen und die tiefe Stille weithin sanft und beruhigend auf Paulus' Gemüth.

Was konnte an den schönen Ufern dieses Sees anders wohnen als heiterer Frieden und fröhliches Thun beglückter Menschen?

„Hier haben Deine Väter gewohnt," dachte er, „hier sind ihnen in sonnigem Frohsinn die heißen Sommermonde angenehm dahingegangen, hier haben sie sich von der Last ihrer Amtsgeschäfte, vom Staube der Hauptstadt erholt!"

Und er überflog im Geiste die Reihe der Ahnenbilder, an denen er gestern im Atrium seines väterlichen Hauses in Rom hingeschritten war, er dachte sich die todten Wachsmasken wieder zu lebenden Gestalten geformt, zu fröhlichen Menschen, die bei Becherklang und Scherzwort die Reize dieser Villa hier genossen hatten.

Nach mancherlei buntem Wechsel, der in den letzten Jahren seine Bahn ausgezeichnet hatte, glaubte Paulus sich jetzt an einem stillen und freundlichen Orte angekommen und wähnte den Zeitpunkt nah, von dem aus die fernere Linie seines Lebens eine unbeirrte und leicht übersehbare sein sollte.

Im stillen Frieden seiner Villa, inmitten einer treuen und ergebenen Sclavenschaar wollte er sich nur den ländlichen Freuden der Jagd und des Umherschweifens im Gebirge und am See, dem stillen Genuß anregender Freundschaft und dem Studium weiser und erhebender Schriften widmen und jeden Mißton, der die schöne Harmonie des Denkens und des Handelns stören könnte, von sich fernhalten. Bei diesen Gedanken hob sich seine Brust freudiger und sein Geist malte sich eine schöne Zukunft aus.

„Ewige Gewalten," sprach er leise in die stille Nacht hinaus, „die ihr um See und Hain, um Menschenwohnung und Menschenwunsch unsichtbar waltet und webt, schirmt meine Hoffnungen, schützt mein schönes Albanum!"

Etwas erregt trat er in's Zimmer zurück.

Auf der kostbaren Platte des Tisches lag der Strauß, den er vorhin mit hereingenommen hatte.

Sein Auge ruhte auf den weißen Blühten, die im röthlichen Lichtschimmer seltsam zu glühen schienen.

Noch immer entstieg ihnen der süße, berauschende Duft, und wie der junge Mann sie aufnahm, fiel sein Blick dabei auf das Bild des bogenspannenden Gottes. Zugleich kehrten seine Gedanken zu dem schönen Sclavenmädchen zurück, das er schon fast vergessen hatte.

Es kam ihm vor, als zwinkere das Marmorbild schelmisch lächelnd mit den Augen; es war nur der Schein der Lampen, der darüber glitt.

Im nächsten Augenblick mußte er über sich selbst lachen, er warf die Blumen gleichgültig auf den Tisch.

Das Band, das sie gehalten, löste sich, die zarten Zweige fielen auseinander, und zwischen dem tiefgrünen Laube, das die Stengel verhüllt hatte, wurde ein schmaler weißer Streifen sichtbar.

Es war Pergament, Schriftzüge standen darauf.

Und Paulus las verwundert die Worte: „Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntniß aufhören wird!"

Der Klang der Worte berührte ihn seltsam, sinnend betrachtete er das Blatt. Konnte es durch Zufall in den Strauß gekommen sein?

Nein, es war undenkbar.

Was wollte die schöne Sclavin damit? War es eine versteckte Liebeserklärung? Paulus hatte noch wenig Liebesbriefe verfaßt oder gelesen. Aber er mußte zum zweiten Mal über sich selbst lächeln, als ihm der Gedanke kam. Das war nicht die Sprache eines Mädchens, das seine Reize ausbot.

„Mag es sein, was es will," dachte er. „Mit diesem schwarzäugigen Kinde werde ich nicht zum letzten Mal zusammen getroffen sein. Und sind alle schönen Dinge der Welt in diesem köstlichen Landgute vereinigt, — warum soll nicht auch Venus darunter sein? Ihr Tempel steht ja auf meinem Boden, — strenge Göttin,

die Du mich noch rein und zu Deinem Dienste bereit findest, — ich grüße Dich!“

In einer Aufwallung fröhlichen Lebensmuthes warf er sich auf sein Lager.

Heitere Traumbilder zogen gaukelnd über ihn hin.

Das holde Sclavenmädchen winkte ihm lachend mit den schneeigen Armen.

„Die Liebe wird nicht aufhören,“ flüsterte eine Stimme dazwischen, „ob auch die Erkenntniß aufhören wird!“

Zweites Capitel.

Die Einladung.

Der erste Frührothschimmer flog über die Berge, als Paulus sich schon erhob, einen leichten Mantel über die Tunica warf und von der Terrasse in den Theil des Gartens hinausschritt, der sich von der hoch gelegenen Villa zum Ufer des Sees hinabzog.

Der junge Römer war auf seinen Reisen an's Frühaufstehen gewöhnt worden.

Sein Vater, der unter Hadrian als reicher Senator eine hohe und angesehene Stellung in der Hauptstadt bekleidet hatte, war im letzten Regierungsjahre dieses Kaisers mit dem mißtrauischen Regenten in einen Zwist gerathen, der ihn schließlich dazu geführt hatte, seiner ganzen staatlichen Laufbahn zu entsagen und sich auf eine fernabgelegene Villa am Comersee zurückzuziehen. Auch die milde Vermittlung von Hadrians Nachfolger

vermochte ihn nicht nach Rom zurückzuführen, mit dessen Freuden und Jämmerlichkeiten er einmal gebrochen hatte.

Der Verlust der amtlichen Würden aber wurde ihm anfangs reichlich ersetzt durch das stille Glück einer Ehe, die er mitten unter allen Stürmen seines plötzlichen Sturzes bei Hof begründet hatte.

Als nach wenigen Jahren auch dieser Trost durch frühen Tod der jugendlichen Gattin dem alternden Manne benommen worden war, verdüsterte sich sein ohnehin schon herbes und ernstes Gemüth mehr und mehr. Er wollte aber nicht, daß sein einziger Sohn, das theure Vermächtniß seiner Frau, unter dem Drucke der väterlichen Mißlaune leiden sollte, und so hatte er diesen frühzeitig in die Welt geschickt.

Sein Wunsch war jedoch gewesen, Paulus sollte sich von allen Staatslaufbahnen fern halten und sich lieber rein dem häuslichen Vergnügen und dem Studium widmen.

Als Vorbereitung dazu hatte er ihn von trefflichen Lehrern ausbilden und vor allem reisen lassen.

Paulus hatte mehrere Jahre in Griechenland zugebracht, war dann in Aegypten, in Kleinasien und schließlich sogar mit einem Freunde des alten Senators, einem reichen Handelsherrn, in Indien gewesen, und hatte alle diese Länder mit der vollen Bequemlichkeit eines reichen und oberflächlich gebildeten jungen Mannes durchflogen, ohne gerade sehr tiefe Eindrücke davon zu bekommen.

Blos von Rom war er bisher ganz fern geblieben.

Bei seiner Rückkehr von der letzten Reise traf ihn die Nachricht vom Tode des Vaters.

Er war jetzt Erbe eines ungeheuren Vermögens, eines stattlichen Palastes in Rom und zahlreicher Villen an den schönsten Puncten Italiens.

Jetzt zum ersten Male blieb er einige Wochen in der Hauptstadt und entschloß sich, seinen dauernden Sitz zunächst auf der Villa seiner Ahnen zu nehmen, von deren Reizen der Vater ihm oft gesprochen hatte, wenn sie zusammen an den bergigen Ufern des Comersees hingeschritten waren.

Nach dem Eindruck zu schließen, den ihm die Villa gestern Abend gemacht, glaubte er am Ziel seiner Hoffnungen nnd Wünsche angekommen zu sein.

Wie er jetzt so zwischen den kunstvoll geschnittenen und gepflegten Buchsbaumhecken und Laubgängen des Gartens hinschritt, erfaßte ihn das Gefühl des Wohlseins und des vollendeten Glückes wieder, das schon beim Anblick des mondscheinglänzenden Sees in ihm wach geworden war. Das alles, was er da sah, war ja sein Eigenthum, sollte immer sein bleiben, und doch ergriff es ihn mit dem ganzen Reiz nnd Duft der Neuheit. Mit vollen Zügen, mit dem ganzen Wohlgefühl der Jugend sog er die frische, köstliche Morgenluft ein und ließ das Auge freudig umherschweifen, als der dunkle Heckengang plötzlich in einen freien, vorspringenden Aussichtspunct endigte. Eine Marmorbank

schloß ihn im Halbkreis gegen das von unten steil ansteigende Ufer ab, und über der weißen, rebenumsponnenen Lehne erschien das Bild des kreisförmigen Sees, von Villen und Hainen umkränzt, mit blauen Höhen darüber.

Rechts thürmten sich die weißen Marmorbauten der kaiserlichen Besitzung auf und verschlossen die weitere Fernsicht.

Ein schmaler, von Blüthentrauben des Erdbeerbaums und dornigen Rosenhecken fast verdeckter Pfad zur Linken schien auf einem Umweg zum Wasserspiegel hinabzuführen, und Paulus, der sein ganzes Gebiet kennen wollte, schlug ihn ein, ohne viel auf die sich bald verändernde Richtung zu achten. Aus dunklem Lorbeergebüsch und wild verworrenen Rosen schauten lächelnde Liebesgötter, bärtige Pan-Hermen und schöne, marmorne Mädchenköpfe hervor, hinter denen hier und dort der See durchschimmerte. Endlich trat der einsame Wanderer durch ein natürliches grünes Thor von Buchs auf eine Lichtung hinaus. In der Mitte stand ein zierliches Gartenhaus, dessen Fenster zum Theil nach dem See schauten. Um den kleinen, freundlichen Bau lief eine offene Säulenhalle, und zwischen den Säulen leuchteten aus dem weißen Marmor der innern Wandbekleidung heitere Sprüche aus Ovids Liebeskunst in Goldbuchstaben auf.

Den dunklen Hintergrund zu dem schimmernden Hause bildeten schwarze Cypressen und Myrtenbüsche,

die zu dem Hügel anstiegen, den der schöne und stattliche Tempel der Venus krönte, der bereits gestern Paulus Aufmerksamkeit erregt hatte.

Maximus, der Gärtner, stand in viele Tücher gewickelt, um der Morgenkühle wirksam zu begegnen, vor dem Gartenhause und erwartete seinen Patron. Paulus richtete einige lobende Worte über die geschmackvollen Anlagen an ihn, die der Alte mit überlegenem Lächeln hinnahm, und fragte dann nach dem Zweck des schönen Baues, vor dem sie standen.

„Dieses Haus," erwiederte der Freigelassene, indem er zwischen die Säulen trat und die Thür mit einem knarrenden Schlüssel mühsam öffnete, — „dieses Haus hat Deines Vaters Großvater, der berühmte Paulus Fabius Persicus erbauen lassen. Er weilte fast jeden Sommer hier auf der Villa; aber diese kleinen Gemächer zog er dem ganzen Herrenhause vor. Ich will nichts gesagt haben, aber Du weißt es ja wohl selbst: Dein Ahnherr lebte gern herrlich und in den weichen Armen dieser Welt, daher er denn diese Schlafkammer hier ganz wunderlich für seinen Privatgebrauch herrichtete. Achte wohl darauf, wie das Häuschen gebaut ist. Hier das größere Gemach ist ein Speisezimmer, dieses zweite das scheinbare Schlafcabinet. Aber ein Druck auf diese Marmorplatten — sieh her — öffnet Dir eine Thür in ein drittes Gelaß, das klein ist, aber wohnlich. Licht empfängt es nur von oben aus der Decke, und auch diese Oeffnung schließt eine drehbare

Platte. Rings um das ganze Cabinet aber läuft ein schmaler Gang, der durch den Zwischenraum und die doppelte Wand verhindern soll, daß auch nur ein Wort von dem, was hier innen gesprochen wird, draußen an der Gartenseite des Häuschens vernommen werden kann."

„Das ist ja ein sehr kunstvoller Bau. Gewiß besteht, um das Ganze zu krönen, auch noch ein Geheimgang nach unten, durch den der Bewohner das Zimmer beliebig verlassen konnte, ohne gesehen zu werden?"

Der Gärtner zauderte einen Moment mit der Antwort.

„Es geht eine alte Sage, daß ein solcher unterirdischer Weg in's Herrenhaus bestehe. Aber das Geheimniß des Verschlusses ist verloren gegangen, niemand kennt die Platte mehr in der Wand, die den Eingang zu dem Raum zwischen den doppelten Wänden des Gemachs bestimmt, und doch ist jedenfalls in diesem die Treppe angebracht, die hinab führt. Das Gartenhaus ist überhaupt nicht wieder bewohnt worden seit den Tagen des Erbauers. Alles Geräthe steht noch wie früher, dieser silberne Candelaber, das mit Gold und Elfenbein ausgelegte Ruhebett: — alles rührt von Fabius Persicus her. Die Malereien in diesem und den anstoßenden Gemächern sollen von einem großen Künstler sein. Aber betrachte sie nicht, es ist unpassendes Zeug. Manches Gesicht unter den Nymphen und Liebesgöttern darauf mag im Leben Deinem Ahnherrn sehr vertraut

gewesen sein. Aber wenn ich etwas sagen soll, so meine ich, wir lassen das ganze Haus abtragen, denn einmal ist es kein guter Geist, der in diesen Räumen haust, und dann stört mir das Ding auch alle Symmetrie des Gartens. Ich denke, wir entfernen es und stellen eine schöne Sonnenuhr hier auf, die entspricht dann der Wasseruhr auf der andern Seite."

Paulus hatte während der ganzen, weisen Rede des zudringlichen Alten durch die Fenster des größeren Schlafzimmers die köstliche Aussicht bewundert und sagte jetzt, als habe er Alles überhört: „Es ist wahr, mein Vorfahr hatte keinen schlechten Geschmack. Ich will von jetzt ab hier wohnen. Das Herrenhaus ist ganz gut für Besuch und große Gelage, — einem Einzelnen, der nur sich und seinen Studien leben will, genügen diese Räume. Mein Haus ist, wie ich sehe, in treuer Diener Hand, ich kann doch nicht viel darin reden und anordnen. So will ich einstweilen wie ein Gast auf meiner Villa im Gartenhause wohnen."

„Aber sollen wir denn nicht wenigstens," wandte Maximus kleinlaut ein, „Alles neu herrichten und die Wände übermalen?"

Paulus Blick glitt prüfend über die bunten Malereien, die Sonne flimmerte hell darauf, und in ihrem Goldglanz erschienen die losen Nymphen und bärtigen, bocksbeinigen Waldgötter auf dem rothen und blauen Grunde, die weinbekränzten Zecher und blondlockigen Tänzerinnen mit den flatternden Gewändern dem jungen,

lebenslustigen Manne so harmlos und so naiv, daß er in ein lautes, fröhliches Lachen ausbrach.

„Beruhige Dich, Freund, kein stoischer Philosoph soll hier leben! Nein, fegt mir den Staub weg und laßt frische Luft durch alle Fenster wehen; mit dieser tollen Götterwelt will ich schon allein fertig werden! Und was Du an schönen Blumen hast, pflanze in Kübel und stell' es in den Säulengang, daß der Duft hier herein ziehe und den Moderhauch des Alten und Vergangenen vertreibe!"

„Wie Du willst," sagte der Gärtner mit grämlicher Miene. „Ich werde die Orangenbäumchen hierherstellen; wer Dich besuchen kommt, wird sie bewundern, denn es gibt nichts selteneres und köstlicheres in ganz Italien."

Paulus trat wieder in's Freie hinaus und wandte sich dem Venustempel zu.

Maximus entschuldigte sich mit der verderblichen Zugluft, die oben wehe, und schritt hastig in die Laubgänge des Gartens zurück.

„Ein seltsamer Gesell!" dachte Paulus. „Wie kann man nur mitten unter den schönsten Gaben der blühenden Natur so zur Vogelscheuche verdorren!"

Und er stieg den Hügel hinan, auf dem der weiße Marmorbau des Tempels sich erhob.

Immer reicher, immer strahlender that sich das Landschaftsbild vor seinem Auge auf, links die weite römische Ebene, rechts der eng umschlossene, tiefblaue

Gebirgssee, überall sattes, saftiges Grün, dunkler Wald wechselnd mit weiten Matten und weiße Wohnhäuser dazwischen, in der Ferne dämmernde Höhen, und über dem Ganzen die warme, leuchtende Morgensonne im klaren Blau des italischen Himmels.

Es war noch früh, nur wenige Besucher weilten im Tempel und den anstoßenden schönen Säulenhallen; der alte Tempelhüter wies dem späten Enkel des gefeierten Stifters ausführlich alle Einzelheiten, die pomphafte Weiheinschrift, die kostbare Statue der Göttin, endlich den Tempelschatz mit seinen funkelnden Prachtstücken und ehrwürdigen Reliquien. Paulus war sonst kein großer Verehrer all' dieser Dinge, er hatte schon so viele Tempel in der Welt gesehen. Aber dieser stand auf seinem Grund und Boden, diese schlanken Säulen sollten ihm vielleicht Jahrzehnte lang alltäglich vor Augen stehen, und er faßte Alles mit einem ganz neuen Sinne auf. Als er durch die Halle schritt, wo die Besucher bei schlechtem Wetter lustwandelten und Verkäufer ihre Tische hatten, fiel sein Blick auf das bunte Thürschild eines Arztes, dessen freundliches Haus etwas abseits von dem Säulengang sich an die Mauer seines Gartens anlehnte. Er trat auch dort ein und fand einen Freigelassenen seines Vaters mit Namen Heraclitus. Es war ein stiller, friedlicher Mann mit ergrauendem Bart, ein Philosoph in seiner Weise, der die Tempelbesucher curirte, wo der Glaube an die Heilkraft des Götterbildes nicht ausreichte, und unter dem grünen

Rebendach an seiner Hauswand seine weisen Rollen studirte, auch Abends wohl vom platten Dach aus die Pfade der Himmelsgestirne erforschte und harmlose Astrologie trieb. Er nöthigte Paulus zum Sitzen und ließ einen klaren Wein von den Rebenhügeln am Albanus im Becher schäumen.

„Ich wohne hier seit vielen Jahrzehnten," sagte der Gelehrte mit sanfter Stimme, „diese Weinreben sind in der Zeit so hoch und stark geworden. Dein Vater erlaubte mir die Praxis am Tempel, mancher kommt mehr um des Arztes, als um der Göttin willen!"

Als Paulus schied, hatte er das angenehme Gefühl, auch hier nur Gutes und Erfreuliches getroffen zu haben. Sie sollten alle unter seinem Schutz fröhlich fort bestehen: die schönen Anlagen des Gartens, die marmorne Venus im Tempel, die Reben über Heraclitus' Thür. Wie eine einzige, große Sonne mit tausend und tausend Strahlen erschien ihm dies schöne Landgut im Gebirge, und wie er jetzt wieder die verschlungenen Pfade zu der Marmorbank am Sees Hang hinabstieg, hatte er nur den einen Wunsch, alle diese Strahlen in sich zu versammeln und ganz, ganz glückselig darin zu werden.

Aus seinen Gedanken weckte ihn die Stimme eines Sclaven, der ihm an den Aussichtspunct vom Herrenhause aus nachgeeilt war.

„Ein Besucher, Herr, wartet im kleinen Atrium hinter der Säulenhalle."

„Ein Besucher? Ein Fremder?"

„Marcus Terentius Junior."

Paulus hörte mit Erstaunen den Namen eines Jugendfreundes, mit dem er in Athen zusammen gewesen war. Das krönte das Glück dieses Tages, daß nun auch noch ein alter, in der Erinnerung immer treu bewahrter Herzensbund sich grade hier auffrischen sollte.

Schon in dem überdeckten Gang, der zum Atrium führte, kam ihm ein noch ziemlich junger, aber schon recht beleibter Herr mit blondem Bart entgegen.

„Mein Paulus!"

„Mein Terentius!"

Die Freunde sanken einander in die Arme.

„Du bist braun geworden, Paulus, braun wie ein Inder, — und groß, als wärst Du Dein Vater!"

„Und Du," sagte Paulus, indem er den Freund lächelnd in's Auge faßte, „Du hast Dich gepflegt. In Athen warst Du noch nicht so rundlich, sonst hätten wir Dich nicht Platon genannt, sondern Epicur!"

„Recht, Du hast nur zu Recht! Die Spitznamen passen nicht mehr, die Röcke von damals auch nicht. Aber die Geister der alten Philosophen sollen mich strafen, wenn ich seit jenen Tagen je wieder Philosophie getrieben habe."

„Aber desto mehr Philosophie gelebt?"

„Ja, wenn Du so willst, wenn Fischen, Jagen, Reiten, Essen, Gutessen, Trinken, Vieltrinken, philosophische

Uebungen sind. Aber vor allem jetzt: willkommen, mein trefflicher Paulus, in der Heimath, am Albanersee!"

„Ich danke Dir für Deinen Gruß. Wußtest Du denn von meiner Ankunft? Wer hat Dir in Rom gesagt, daß ich . . ."

Terentius legte ihm lachend die Hand auf den Arm.

„Odysseus ist fremd in Ithaca! Erlaubst Du, daß wir in den Garten gehen?"

„Mit Vergnügen, aber . . ."

Einen Augenblick später standen die Freunde an der Marmorbank, und Terentius wies mit dem runden Arm nach der nächsten Villa neben dem kaiserlichen Landsitz hinüber.

„Dort, gleich nach den letzten Bauten des Kaisershofs, — das weiße Haus mit den Platanen — das ist der Sitz meiner Penaten. Ein reizender Säulengang führt bis in's Wasser hinunter, dort legen bunte Nachen an und fahren Dich über den ganzen See. Meine Schwester kommt gar nicht vom Rudern."

„Richtig, Du hast eine Schwester. Du erzähltest mir manchmal in Athen . . ."

„Sie sei ein eigensinniges Ding! Das ist sie noch. Ich lebe mit ihr in einsamem Junggesellen- und Jungfrauen-Haushalt zusammen, man hat so seine liebe Noth. Dort das weiße Segel wird ihr Boot sein — — richtig, der Schwarze muß wieder rudern, daß die Wogen nur so schäumen. Manchmal rudert sie selbst, dann wirft sie um, ehe man sich's versieht. Jüngst

bin ich vor Schrecken bald gestorben, — ich sitze in meiner Stube bei Tisch, — sehe durch's Fenster — da kommt der Nachen — das Unterste zu oberst — angetrieben und hinterher schwimmt was Weißes lustig dahin — ohne alle Furcht. Die Sclaven sagen, sie ist eine Hexe, und bei den frommen Brüdern am Dianasee über den Bergen drüben gilt sie für die leibhaftige jungfräuliche Göttin mit dem Jagdspieß. Hüte Dich vor ihr, alle jungen Männer sind in sie vernarrt, aber ich habe es mir zur Lebensaufgabe gemacht, vor ihr zu warnen.

„Das thust Du in der That so gut," sagte Paulus lachend, „daß man sich schon allein nach Deiner Erzählung verlieben könnte. Nun, ich werde die edle Vertreterin der weiblichen Linie der Terentier ja hoffentlich bald persönlich kennen lernen. Das hat eine gute Gottheit gefügt, Terentius, daß grade wir Beide Nachbarn am See werden, Du und ich!"

„Auch mein Entzücken kannte keine Grenzen, als meine Sclaven die Neuigkeiten brachten, die todte Villa — so hieß Deine Besitzung, die so lange keinen Herrn gesehen hatte — sei zum Leben erwacht. Weißt Du, diese Seite des Sees war sonst immer wie ausgestorben. Der Kaiser — na, der ist, mit Erlaubniß, auf dem Lande so still wie in der Stadt, man merkt nichts von ihm, obwohl's jetzt grade auch mehr Lärm dort drüben geben wird, denn der lustige Mitregent Verus soll angekommen sein. Und Dein Nachbar hier zur Linken

in der schönen Villa, wo einst der alte Statius dichtete, ist ein reicher Emporkömmling, mit dem wir nicht verkehren. Wir — sage ich. Denn ich begrüße Dich nicht bloß in meinem Namen. Siehst Du, dort drüben reiht sich Villa an Villa, eine mehr am Berge, eine dicht über dem steilen Seeufer, eine weiter nach dem schmalen Höhenzug hin, wo vor Zeiten Alba longa lag. Dort wohnt Freund an Freund. Du kennst noch keinen davon, aber Alle erwarten Dich längst, in aller Namen darf ich Dich bewillkommnen. Wir halten seit Jahren eng zusammen. Jeder Sommer macht uns auf's Neue zu Nachbarn im schönen Gebirgsland. Da ist Kallistratos, ein weiser Grieche, ein Freund des Weines, der Liebe und des attischen Witzes, Cethegus, der Stern der Juristen, Sertorius, ein trefflicher Charakter voll tiefen Wissens, gelehrt wie Varro und Plinius, Petronius, ein Meister eleganter Sitten, wie sein berühmter Ahnherr unter Nero, endlich Minucianus, der weiter oben im Gebirge auf Tusculum zu wohnt, der begabteste Künstler, den Rom in Jahrzehnten gesehen hat . . ."

„Das ist ja des Guten fast zu viel! Ich freue mich, die Herrn nach und nach bei Dir kennen zu lernen."

Terentius legte dem Freunde behaglich den Arm um die Schulter.

„Weißt Du, was das einfachste ist? Du kommst morgen zu mir zu einem frugalen Abendschmaus, dann siehst Du den Einen und den Anderen . . ."

„Doch kein feierliches Essen?“

„Keine Sorge, — bloß ein Paar gute Freunde und an Getränk, was diese gottbegnadeten Berge uns schenken, dazu ein warmer Sommerabend und einige gehaltreiche Reden, die ihr mitbringt — sonst ganz und gar nichts. Tanz und Musik und so was habe ich nicht viel, man ist eben auf dem Lande und unter Philosophen.“

„Je einfacher, desto besser.“

„Gut, ich erwarte Dich sicher. Jetzt . . .“

Er wandte sich zum Gehen.

„Du wirst doch ein kleines Frühstück . . .“

„Führe mich nicht in Versuchung. Ich bin in den Händen des Hippokrates und darf vor Mittag nichts zu mir nehmen. Von Deinen Schicksalen sollst Du mir bei Tisch erzählen, ich will jetzt nicht weiter stören, muß auch nach ärztlicher Vorschrift zwei Stunden reiten. Gehab Dich wohl, bis morgen! Vergiß übrigens nicht, Deinem Kutscher zu sagen, er solle Dich durch die kaiserliche Villa fahren. Der große Weg am See ist immer offen und die Aussicht reizend. Wenn Du einem langen Herrn begegnest, der aussieht wie unsere Professoren in Athen und zu Fuß durch den Staub wandelt, so versäume nicht zu grüßen, es könnte der Kaiser Marcus sein. Und nun schütze Dich die Diana vom Hain und Deine albanische Venus, leb' wohl!“

Paulus schaute dem Freunde, nachdem er ihn durchs Haus geleitet, noch nach, wie er in eine Staubwolke

gehüllt die Straße entlang sprengte, die nach dem Albanus führte.

So glücklich, so froh wollte er auch durchs Leben gehen, wie dieser Terentius. Wenn die Männer, in deren Kreis er sich eingewöhnen sollte, alle solch' heitere Epicuräer waren, dann sollten sie ihm bald die liebsten Genossen sein!

Der Tag verrann dem neuen Herrn der Villa in ungetrübter Frische und Freudigkeit. Alle Einrichtungen, alle Räume des Hauses, die Gesichter der Sclaven selbst zeugten von einer Ordnung, einem geregelten Wohlstand, daß nur der Besitzer bisher gefehlt zu haben schien, um durch seine Freude, durch den Ausspruch seiner Zufriedenheit dem Ganzen die rechte Weihe zu geben.

Nach der Abendmahlzeit meldete der Vorsteher des Tricliniums, die Sclaven ständen bereit, die Paulus nach dem Gartenhause geleiten sollten.

„Du wolltest ja dort schlafen."

„Recht so. Ich komme."

Ueber den zahlreichen Eindrücken des Tages hatte der junge Römer seinen Entschluß von heute morgen schon fast wieder vergessen und erinnerte sich jetzt gern daran.

Die Sclaven leuchteten ihm mit brennenden Fackeln durch die schwarzen, hier und da vom Mondlicht durchflimmerten Laubgänge des Gartens; in dem kleinen Hause sollte auf seinen Wunsch außer dem Knaben Pla-

cidus, der die geringen Dienste beim An- und Auskleiden versah, niemand von der Dienerschaft zurück bleiben, und auch der Knabe nahm seinen Platz draußen in der Vorhalle.

Die weißen Marmorwände schimmerten seltsam im rothen Fackelschein; dunkle Schatten und grelles Licht glitten wechselnd über die Sprüche Ovids in Gold zwischen den Säulen; oben auf dem Dach, den Bäumen ringsum und dem weiten Spiegel des Sees lag grünliches Mondlicht.

In dem geräumigen Schlafgemach mit den weiten Bogenfenstern erhellte der milde Glanz der Ampel die neuen Geräthe, die aus Paulus Zimmer im Herrenhause hierher geschafft worden waren. Man hatte ihm doch sein eigenes Bett hereingestellt und das kostbare Lager des Geheimcabinets nicht berührt. Das Fell des Löwen aus der libyschen Wüste, das als Teppich diente, die köstliche Schale mit dem Schlaftrunk, das mit Schildpatt ausgelegte Regal mit den Rollen der griechischen Philosophen und die schöne Marmorbüste Platons: alles gemahnte Paulus beim ersten Anblick so an seine alte Häuslichkeit in Athen, daß es ihm war, als höre er seinen würdigen Lehrer auf weichen Sandalen herantreten und mit einem selbstgefälligen Blick auf den runden Körper und die gepflegten Hände sagen: „Alle Güter des Lebens sind Tand, nur die Tugend gibt wahre Seligkeit.“ Aber die wenig bekleideten Nymphen, die dort auf die Wand gemalt waren, schienen nicht

viel von jener Philosophie zu halten. Sie zogen den weißen, unschuldigen Hylas in's Wasser, sie tollten im Mondschein mit frechen Waldgöttern durch entlegene Gebirgsthäler, wo sie glauben mochten, es sähe sie niemand, obwohl der Künstler die Indiscretion gehabt hatte, sie offen auf die Zimmerwand zu versetzen.

Es herrschte noch immer etwas Moderluft in den Gemächern, die blöden Scheiben von Marienglas in den Fenstern hatten zu lange jeden frischen Hauch daraus fern gehalten.

Paulus zog alle Vorhänge weit zurück und lauschte eine Weile in die Nacht hinaus, ohne an etwas zu denken.

Als der Schritt der wegeilenden Sclaven im Garten verhallt war, sank tiefe Stille auf die ganze Umgebung des Hauses. Ueber den blühenden Sträuchern der Anlagen am See schwärmten die großen Nachtfalter, in den finstern Buchshecken glühten leuchtende Insekten. Weit aus der Ferne trug der laue Wind einzelne Töne einer Pansflöte herüber, es schien fast, als komme der Klang mitten aus dem See.

Aber es mochte wohl irgend ein Hirt sein, der vom Berge seiner Liebsten in einer der Villen einen Gruß hinabsandte oder ein Zeichen zum Stelldichein gab.

Allmählich drang von unten ein süßer, berauschender Duft zu Paulus herauf, — er beugte sich über die Brüstung und griff in die thaufeuchten Zweige, die aus der Tiefe aufragten. Es waren die Orangenbäume,

die der Gärtner in ihren Kübeln hierher gesetzt hätte. Bei dem Duft der Blüthen kehrten Paulus Gedanken zu dem Strauß von gestern und dem schönen Mädchen mit seinem geheimnißvollen Spruch zurück.

„Wollt' ich doch den ganzen Tag danach fragen und hab' es vergessen!"

Er mühte sich den Wortlaut des Spruches wiederzufinden. Es gelang ihm nicht.

„Die Liebe wird nicht aufhören," murmelte er, und sein Blick streifte, während er mit dem Rücken gegen die Mittelsäule des Doppelfensters gelehnt stand, ein Bild neben der Thür.

Aus dunkelblauem Grunde schaute ein Mann von vollendeter Plastik der Formen, einen Kranz im wilden Haar, einen Becher in der Rechten, die Linke um ein üppiges Mädchen geschlungen. Vielleicht stellte das Gemälde seinen Ahnherrn dar, denn die Züge dünkten ihm bekannt. Und unter der im Lichte röthlich erglühenden Gestalt standen die Worte Ovids:

„Weich und leicht den Geschossen Cupidos erliegend, so war mein
Herz, und es brauchte nur ganz wenig so war es entflammt."

Floß dieses Mannes Blut auch in seinen Adern? fragte sich Paulus. Das Haus seiner Ahnen in Rom und heute die Villa hier, — sie hatten ihn plötzlich ganz anders mit der Vergangenheit seines Geschlechts verknüpft, als die einfachen Hallen des strengen Vaters

am fernen See von Comum! Seine Vorfahren, die diesen Landsitz sich geschaffen, hatten eine wärmere, lebensfrohere Ansicht von den Dingen der Welt gehabt. Und war der Enkel nicht Geist von ihrem Geist, durfte er nicht werden wie sie?

Da stand die weiße Büste Platons mit dem gedankenschweren Spruch, den er selbst einst darunter gesetzt hatte:

„Leben ist nur Leben im Anblick der Schönheit!“

War es der Zauber, der nach dem Aberglauben der Zeit die Räume noch umwehte, in denen nach seltsamen Ereignissen niemand mehr geweilt hatte, was ihn zum ersten Mal einen Sinn in diesen feierlichen Worten finden ließ, den er nie vorher hineingelegt?

Aber ihm war plötzlich zu Muthe, als versänke alles, was er bisher schön genannt, das ganze Gebiet der Kunst, der Wunderbau der Säulen und Giebelfelder und marmornen Götterbilder vor einer süßen, bestrickenden Plastik des warmen, wonnigen Lebens . . .

Sein Auge haftete auf den schönen Mädchengestalten an der Wand.

Sie schienen zu winken, die Arme auszubreiten.

Aber sie traten nicht aus der Wand hervor.

Er war allein. Und mitten unter all’ den bunten Bildern überkam ihn plötzlich und unaufhaltsam ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit in dem öden Hause. Es war heiß und dumpf darin, der Duft der Orangen wirkte betäubend und schnürte die Brust zusammen.

Er öffnete die Thür des verborgenen Gemaches; ein eisiger Hauch wie aus einer Gruft durchschauerte ihn. Das verlorene Geheimniß des unterirdischen Ganges fiel ihm ein, er stieß überall an die Marmorplatten des Bodens und die Wände, — nichts gab hohlen Klang, alles schien fest gefügt. Er setzte die Lampe auf einen kleinen, buntgemaserten Tisch und stützte sich krampfhaft gegen die vergoldete Lehne des Ruhebetts.

Die wüsten Scenen auf den Wänden, die so harmlos im Licht der Sonne erschienen waren, umgaukelten ihn jetzt im zitternden Schein der Flamme wie ein toller, zucht- und maßloser Geisterreigen. Er strich sich über die Stirn. Seine Rechte, die an der metallenen Lehne geruht hatte, war kalt wie Eis, die Stirn glühte, es war, als berühre ihn eine fremde Hand und sinke mit Bleigewicht auf sein Haupt.

Durch die offene Thür strahlte im weißen Mondlicht das schöne Haupt Platons, aber es schien ihm, als zerflössen in der bläulichen Helle die Züge und nähmen einen leichtsinnigen Character an . . .

Paulus raffte sich gewaltsam auf.

„Placidus!"

Der laute Ruf hallte seltsam durch das stille Haus. Es war, als gebe das Echo ihn mit verändertem Klang wieder.

„Placidus — das heißt der Friedliche. In diesen Mauern hat nie der Friede gewohnt!"

Paulus mußte zweimal rufen, ehe der Knabe erwachte. Endlich erschien er schlaftrunken in der Thür.

„Was befiehlst Du, Herr?“

Paulus empfand die Nähe eines Andern in diesem Augenblick sofort beruhigend.

„Bleib' hier, Knabe, die Nachtluft schadet Dir draußen. Leg' Dich auf das Fell des Löwen.“

Der Sclave folgte mechanisch und sank sofort in Schlaf. Sein leichtes Gewand, von dem er draußen den Gürtel gelöst hatte, um es fester um sich wickeln zu können, fiel bei einer Bewegung des Schläfers über der Brust herunter.

Paulus stützte das Haupt auf die Hand, sein Blick weilte nicht mehr auf den tollen Nymphen der Wand, er folgte den langsamen Athemzügen des Knaben, und die kindlichen Mienen voll süßer Unschuld, die hier vor ihm ruhten, schienen alle dunklen Gedanken zu verbannen. So schön, so rein mochte das junge Mädchen im Schlaf aussehen, das erröthend dem Herrn die weißen Blüthen überreicht hatte. Die Lampe verglühte langsam, dunkle Schatten sanken über die Bilder ringsum, nur die rosigen Formen des träumenden Knaben erhellte ein letzter, sanfter Schimmer. Jetzt kräuselten die vollen Lippen sich leicht, ein heiteres Traumbild schien plötzlich eine böse Wendung genommen zu haben. Der Arm, der über dem Kopf gelegen hatte, erhob sich, als wollte er nach etwas greifen.

„Mutter — — laß mich nicht allein, — — ich fürcht' mich im Dunkeln!“ Ueber Paulus sinnende Züge zog ein trübes Lächeln.

„Mutter!“ murmelte er. „Ich habe keine Mutter gekannt. Und doch bin ich auch im Dunkeln!“

Er wußte selbst nicht, woher ihm dieser Gedanke kam. Den ganzen Tag über hatte er überall nur Licht und strahlende Hoffnung gesehen. Und doch war ihm jetzt zu Muthe, als drohten hinter all' den heitern Bildern noch dunkle, seltsame Gefahren . . .

Das Licht der Lampe erlosch, durchs Fenster spielte die bleiche Helle des Mondes. Eine dumpfe Müdigkeit, eine völlige Abspannung aller Geisteskräfte, wie nach schwerer Arbeit, überkam Paulus. Er warf sich auf sein Bett und verfiel in einen unruhigen Halbschlaf, in dem wilde Traumbilder, bald voll glühender Sinnenlust, bald voll bangen Schmerzes, sich jagten. Endlich, nach langen Stunden sank sein Haupt schwer auf die Kissen, die Jugend mit ihrem gesunden, tiefen Schlaf hatte gesiegt.

Drittes Capitel.

Gastfreundschaft am Albanersee.

Eine drückende Hitze herrschte, als Paulus am Nachmittag des folgenden Tages nach der Villa der Terentier fuhr. Weißer Staub wirbelte auf der großen Straße am Uferhang des Sees in dichten Wolken auf und lagerte sich über den Blättern der Steineichen, Platanen und Lorbeerbüsche der kaiserlichen Anlagen, die sich zur Rechten die Hügel emporzogen. Domitian uud seine Nachfolger hatten auf dem beschränkten Raum zwischen der Appischen Straße und dem Spiegel des Sees eine ganze Reihe großer Gebäude und prachtvoller Parkanlagen entstehen lassen. Nahe bei dem Fahrweg, der in schönster Lage am Ufer hinführte, thürmte sich in mehreren Terassen ansteigend der prächtige Marmorbau des eigentlichen kaiserlichen Palastes auf, dessen weiße Hallen sich hinter Baumgruppen verloren.

Als der Wagen aus dem engern Bereich der Villa herausfuhr und sich dem grünen Platanenkranz näherte, der das Landhaus des Terentius anmuthig umschloß, bemerkte Paulus auf dem See eine große und prächtige Barke mit reichem Goldschmuck und purpurnem Segel, die, von einer langen Reihe von Ruderern bedient, sich rasch näherte. Im nächsten Augenblick schon trat das Haus zwischen die Straße und den See, die Rosse hielten vor der Gartenpforte. Einige Sclaven halfen dem Ankommenden aus dem Wagen, dann erschien der Hausherr selbst, nahm den Freund unter den Arm und führte ihn durch eine lange Halle und über eine Treppe in's Speisezimmer, dessen große Fenster sich theils nach dem See, theils nach dem Garten öffneten.

„Du kommst früh, mein Paulus, das ist reizend! So haben wir noch einen Augenblick für uns, ehe die Gäste kommen. Besieh Dir zunächst dieses Gemach, es ist der Stolz meines Hauses. Groß, luftig, im Sommer kühl, im Winter warm, Aussicht nach allen Seiten, die Wipfel der Bäume und der Wasserstaub des Sees bis in's Fenster! Gutes Essen — frische Luft: dann kommt der weise Sinn schon von selbst! Und wenn Du das alles genügend bewundert hast, so komm' hier über die Terrasse und die Freitreppe in den Garten, denn meine Schwester brennt vor Ungeduld, Dir vorgestellt zu werden. Hat sie Dich nicht gestern mit ihren nächtlichen Uebungen auf der Pansflöte gemordet? Ich werde ihr zu den nächsten Satur=

nalien noch einen jungen Satyr aus Aethiopien verschreiben müssen."

„So, war das Deine Schwester gestern Abend?" sagte Paulus sich besinnend.

„Also doch! Na, nächstens wird noch der Kaiser wegen Störung der Nachtruhe dagegen einschreiten!"

Damit stieg er ächzend dem Freunde voran, die hohe Treppe hinunter.

Im Garten lag zwischen schattigen Platanen ein angenehmer Platz, zum Sitzen im Freien oder zu Abendspaziergängen wie geschaffen. Epheu wand sich in üppigem Wuchs von Baum zu Baum, unten schloß Buchs den Raum gegen die Landseite ab, während die vorspringende Seeseite offen blieb. Den Hintergrund machten hohe Lorbeerbüsche, über denen Pinien und Cypressen aufragten. Zwischen den Bäumen dufteten Rosen und Veilchen, die Mitte des Platzes deckte weicher, tiefgrüner Rasen, und weiße Marmorbänke boten lauschige Winkel zu stillem Gespräch oder heiterem Kosen unter den alten, rauschenden Platanen.

Als Terentius mit seinem Gastfreund auf diesen schönen Platz hinaustrat, bot sich beiden ein seltsames Schauspiel dar, das sie anfangs unschlüssig ließ, ob sie bloß zuschauen oder handelnd eingreifen sollten.

Mehrere junge Mädchen hatten sich mit lautem Geschrei in die Eingänge der nächsten Hecken geflüchtet und schauten von da stehen bleibend mit aufgeregter Miene nach ihrer Herrin zurück.

Diese stand in der Mitte des Platzes und mühte sich, mit starker Hand einen weiß gefleckten kleinen Hirsch zu bändigen, der, obwohl das junge Mädchen sein Geweih festhielt, sich heftig anstrengte, dasselbe abzuschütteln und über den Haufen zu rennen.

Eben als die Beiden herankamen, hatte das Mädchen mit der linken Hand losgelassen, war dem tückischen Stoß mit reizender Körperbewegung ausgewichen und hatte dem Thier plötzlich sein herabgesunkenes Obergewand so geschickt um Kopf und Geweih gewickelt, daß ihm die Augen verdeckt wurden.

Der Hirsch drehte und wandte den Kopf ein Paar Mal unter der verfinsternden Hülle, dann blieb er zitternd stehen, ohne weiteren Widerstand zu leisten.

Seine Bändigerin gab ihm ein Paar kräftige Schläge mit der Reitgerte, die sie vom Boden aufgehoben hatte, zog dann das Gewand wieder zurück nnd warf es sich selbst über.

Der Hirsch ließ jetzt alles ruhig über sich ergehen und sträubte sich nicht mehr gegen einen alten Sclaven, der auf das Geschrei der Mädchen herbeigeeilt war und ihn auf Geheiß der Herrin wegführte.

Diese schalt, während sie sich von den schüchtern zurückkommenden Dienerinnen das Gewand befestigen ließ, heftig auf dieselben ein.

„Ihr seid eine schöne Hülfe — wenn der Axis mich durch und durch gerannt hätte, könntet Ihr meinem Bruder . . .“

Mitten in der Rede gewahrte sie den Genannten, der Paulus voraus auf sie zulief.

„Sagt ich Dir's nicht gleich, — Terentia, — die Unvorsichtigkeit! Dich macht der ganze Plinius nicht klug! Hat uns nicht der Inder selbst, der das Thier brachte, gewarnt? Ich habe einen Todesschreck weg, — und das muß mir nun grade vor dem Essen kommen!"

„Beruhige Dich doch," erwiderte das hochgewachsene junge Mädchen, indem es seine schwarzen Flechten fest steckte, die sich im Kampf gelöst hatten. „Mein Hirsch ist ein ganz frommes Thier, aber daß die Dirnen sich immer vor ihm fürchten und laut aufkreischen, das macht ihn wild. Freu' Dich doch, daß er mit mir angebunden hat und mit keinem von meinen Püppchen da. Du bringst Besuch?"

Terentius hatte vor Schrecken und zorniger Rede den Freund ganz vergessen. Jetzt wandte er sich entschuldigend zu ihm zurück.

Paulus trat bescheiden vor und sprach seine Freude über den glücklich bestandenen Kampf aus.

Terentia schlug ihre großen kühnen Augen so offen und so freimüthig gegen ihn auf und öffnete ihre rothen Lippen zu einem so lauten Lachen, daß der junge Römer fast verlegen wurde.

„Ein schöner Kampf! Bin ich nicht für die Arena reif?"

Damit trat sie auf den Fremden zu und reichte ihm die Hand.

„Sei willkommen in Terentias Reich — und dem

ihres Bruders, — fürchte nicht, daß hier lauter widerspenstige Axishirsche herumlaufen, — mein Bruder führt eine gute Tafel, und ich bin Dir gewogen, wenn Du es ihm bist!"

Paulus wußte im ersten Augenblick nicht, was er auf diesen seltsam freien Gruß erwidern sollte und antwortete mit einer allgemeinen Höflichkeitsphrase.

„Paulus kommt direct aus Indien," sagte Terentius, „Er kann Dir von den heimathlichen Wäldern dieses unseligen Ungeheuers erzählen."

Terentia warf ihrem Bruder einen Blick zu, dann schlug sie ihre großen, schwarzen Augen voll zu Paulus auf und musterte ihn mit einer Schärfe, als wolle sie bis in seine innerste Seele eindringen. Es schien ihr zu gefallen, daß er den Blick standhaft aushielt; aber der junge Römer hatte sich nach der ersten Ueberraschung gesammelt und war nicht gesonnen, ferner die Rolle des Verblüfften zu spielen.

„Dein Freund wird uns gewiß mehr mittheilen können," sagte sie darauf freundlich, „als wir einsamen Leute sonst in Jahren zu hören bekommen."

Damit drehte sie ihrem Bruder und seinem Gast die schönen Linien ihres Rückens zu, blickte auf den See hinaus und rief laut und fröhlich: „Sie kommen! Das ist das Purpursegel des Kallistratos! Wie schlecht die Sclaven wieder rudern! Was, wollt ihr mit den Fischen im See Bekanntschaft machen, daß ihr so nahe an die Ecke haltet?"

Im nächsten Augenblick schwang sie sich mit einem leichten Satz auf die Marmorbank, die am äußersten Rande des Platzes gegen den See hin stand, hielt sich mit der Rechten hochaufgerichtet am untersten Zweig einer Platane fest, legte die andere Hand an den Mund und rief schallend den Leuten im Fahrzeug zu:

„Rechts, rechts, Peisistratos, — ihr fahrt ja die Landungsbrücke um, — — die Stange angelegt, — — so — jetzt mehr links — — da — vorwärts — ihr kommt vorbei — so — jetzt weiter zurück und wieder heran. Bei der Diana vom See, daß ihr das nie lernt, hier anlegen!“

Die Ruderknechte folgten den Befehlen gehorsam, und das Boot verschwand dicht am Ufer hinter den Bäumen.

Terentius schien sich über das freie Wesen seiner Schwester wenig mehr zu wundern, er betrachtete sie mit einem leichten satirischen Lächeln. Paulus konnte nicht umhin, die schöne, stolze Gestalt zu bewundern, die sich zwischen der Marmorbank und dem sonnigen Platanenlaub reizend vom blauen Hintergrund abhob, während der leichte Wind ihre Gewänder fest gegen die runden Formen des Körpers andrückte und diese frei hervortreten ließ.

Aber er konnte sich daneben eines unangenehmen Eindrucks nicht erwehren, den ihm der fast rauhe Klang der befehlenden Worte und die ganze Stellung machten.

Terentius mochte ihm etwas derartiges im Gesicht

lesen, denn als seine Schwester mit vom Rufen hochgerötheten Wangen sich zu ihm zurückwandte, während sie sich mit einem abgerissenen Platanenzweig Kühlung zufächelte, sagte er: „Paulus wird glauben müssen, Tenrentia, Du seiest auf der Galeere aufgewachsen, weil Du Dich so darauf verstehst!“

„Ich will lieber hoffen, weiser Bruder, daß unser Freund stets in dem Augenblick, wo schlechte Diener ihn in den Grund fahren wollen, eine hülfreiche Hand findet, die ihn festhält, ehe er d'rin liegt! Uebrigens weiß ich nicht, warum Du der Gesellschaft nicht entgegen gehst, sie müssen längst am Lande sein!“

Sie sprach noch, als eine Gruppe eifrig redender Männer die Treppe heraufkam, die zur Rechten nach dem Landungsplatz hinabführte.

„Und ich sage Dir, Sertorius, daß ich mit dieser ganzen Sclavenwirthschaft, wie sie jetzt bei mir ist, ein Ende machen will, denn dafür gibt's noch Mittel.“

Diese in unwilligem Ton gesprochenen Worte hörte man noch von unten, dann wurde der Redende selbst sichtbar, ein stattlicher Mann mit langem schwarzen Bart und eben ergrautem Haar, in gewählt kostbarer Kleidung, der mit einem dicken und einem dünnen Herrn zur Rechten und zur Linken die Lichtung betrat.

Während seine Begleiter auf Terentius zueilten und diesen lebhaft begrüßten und Paulus abwartend im Hintergrund blieb, trat der elegante Fremde grade Terentia gegenüber, die ihm herzlich die Hand reichte.

Das Gesicht des Mannes war noch von seiner eben unterbrochenen zornigen Rede geröthet, was ihm gut stand. Der Ton seiner Stimme aber klang jetzt auffallend weich und biegsam, als er sagte: „Alle Götter sollen über Deinem schönen Haupte walten, Terentia, Du hast mich einmal wieder vor dem Wassertrinken bewahrt. Du hast mich nie so über meine eigenen Leute beschämt, als eben, aber ich wäre um diesen Preis, Dich so schön zu sehen, gern zweimal gescheitert. Kallistratos ist schon längst so tief in Deiner Schuld, daß er vergessen hat, je an Entgelt zu denken, — — ich kann Dir nichts anderes sagen, als: Kallistratos dankt Dir!"

Des jungen Mädchens Augen hatten während der Worte die des Redenden gefunden, und als Terentia am Ende durch ein leichtes Nicken des Kopfes ihre Beistimmung ausdrückte, wußten beide, daß sie sich verstanden hatten, worauf Kallistratos sich jetzt auch dem Bruder zuwandte und die beiden andern Fremden die junge Herrin des Hauses begrüßten.

Terentius trat etwas zurück, legte mit einer pathetischen Wendung und einiger Anstrengung seinen Arm um Paulus Nacken und sagte:

„Dieses, meine Freunde, ist Odysseus, von langer Fahrt heimgekehrt! Wir kennen ihn alle, theils in Person, theils durch den guten Ruf, der vor ihm hergeht: er ist der Herr der todten Villa, die nun von den Todten erstanden ist wie der Magier von Nazareth. Es ist Paulus Fabius Maximus. Dieser Herr," sagte

er den Griechen vorstellend, „ist Kallistratos, der Weise von Alba, der gewiß in den Sternen schon von Dir gelesen hat, Paulus. Dieser,“ hier deutete er auf den magern Fremden, „ist Cethegus, der Stern der Juristen. Dieser fröhliche Mann der gelehrte Sertorius, der Plinius körperlichen Umfang mit Plutarchs Wissen verbindet und Autorität in zweifelhaften Inschriften auf Weinkrügen und in dunklen Weinen ist. Und nun, da die Herrn sich kennen, denke ich, wir gehen in's Triclinium. Ich sehe dem Sclaven, der dort kommt, am Gesicht an, daß er einen Gast meldet. Da werden wir ja bald vollzählig sein. Apollo und die Musen und Apicius, mein Schutzheiliger, über uns, wir wollen hinaufgehen!“

Damit griff er Paulus und Sertorius unter den Arm, während Kallistratos mit Cethegus eifrig redend nachfolgte.

Terentia rief ihre Mädchen zusammen und entfernte sich, ein heiteres Liedchen trällernd, nach der andern Seite.

Auf der offenen Terrasse neben dem Triclinium trafen die Freunde auf Petronius Mamertinus, der eben eingetroffen war. Er war im Staatsdienst, wie Cethegus, schien aber ein heiterer Mann voll witziger Einfälle und Anecdötchen zu sein. In seiner Kleidung hatte er etwas stutzerhaftes, eine Wolke von Balsamdüften wehte vor ihm her, und seine blendend weißen Hände mit den rosigen Nägeln nahmen gern einen sichtbaren Platz an der Brustfalte ein, um die kostbaren Ringe im Licht spielen zu lassen.

„Ich komme direct aus der Stadt,“ sagte er, „alles ist in Aufregung. Es gibt wieder Krieg an der Donau Der Kaiser hat den Schnupfen, und die Kaiserin ein neues Verhältniß, er heißt Gallus oder Calpurnius, die Namen gehen mir immer durcheinander, es thut aber nichts zur Sache, — genug, man weiß es. In Aegypten sind die Heuschrecken, in Ephesus hat ein Erdbeben ganze Stadtviertel rein umgestülpt. Aus Carthago wird ein großer Brand gemeldet, die Juden sollen daran schuld sein oder die Christianer. Ich habe gemacht, daß ich von Rom weg kam, denn solche Hitze ist noch nie dagewesen, man spricht von einer neuen Krankheit, die sich gezeigt haben soll. Ich glaube auch, daß irgend etwas im Anzug ist, denn als ich gestern Abend auf meine Villa kam, quakten die Frösche in einer Weise, die unerhört ist. Ihr kennt doch den Teich, den ich mir habe anlegen lassen. Kostet mich in runder Summe — nun rathet einmal?“

Hier unterbrach der Vorsteher des Tricliniums den Redestrom des jungen Stadtrömers mit der Meldung, daß die Tafel bereit sei.

Man trat in das Triclinium, dessen Fenster nach der Sonnenseite zu verhangen waren und in dem eine erquickende Kühle die Gäste angenehm umfing.

Ruhebetten für jeden Einzelnen standen nach bequemer Sitte um die Tafel gruppirt, und die Freunde legten sich, ohne feierliche Rangordnung einzuhalten, nach Belieben nieder. Paulus kam zwischen Terentius und Kallistra=

tos und hatte so Gelegenheit, sich über den gesegneten Appetit seines alten Freundes zu freuen.

Das Mahl war nicht sehr umfangreich, aber trefflich zubereitet, und in den Pausen zwischen den einzelnen Gängen entwickelte sich bald ein lebhaftes Gespräch

„Und Minucianus kommt nicht?“ fragte Sertorius.

„Natürlich kommt er, aber die Götter wissen wann! Ich habe es längst aufgegeben, mit dem Essen auf ihn zu warten, denn diese besondern Musensöhne, die immer Pinsel, Meissel und Griffel über Essen und Trinken stellen, binden sich an keine Zeit. Entweder er sitzt zu Hause und singt ein loses Lied oder er malt einen alten Schäfer oder trunkenen Arbeiter aus den Weinbergen, den er irgendwo aufgetrieben hat.“

„Oder aber,“ fuhr Kallistratos heiter fort, „er ist auf dem Wege hierher einem hübschen Mädchen begegnet, und dann muß es allerdings dahingestellt bleiben, ob er den Weg weiter findet.“

„Na, hör' mal,“ nahm Petronius das Wort, „ich glaube, solche Abenteuer glücken einem hier in der Gegend schon gar nicht mehr, entweder, weil die Welt überhaupt schlechter wird oder weil Kallistratos hier am See wohnt. In Rom kann man auch schon bis ins Judenviertel auf dem andern Tiberufer laufen, um ein Lärvchen zu finden, und wenn nicht so viel Tempel da wären, wo man noch das eine oder andere Ding trifft, so weiß ich nicht, wie die jungen Leute sich helfen sollten.

Die Zeit, wo die schöne Persis in der Subura und die blonde Lydia am Flavischen Theater wohnten, ist auch dahin, Persis lebt in sittsamer Ehe mit einem kahlköpfigen Herrn vom Hof, und Lydia — — ist unter die Christianer gegangen!“

„Unmöglich!“ rief es von allen Seiten.

„Nun,“ polterte Sertorius, „was wär's denn! Als wenn sie da nicht am rechten Ort angekommen wäre! Was ich von der Sorte von Schwärmern noch gehört habe, macht mir's erklärlich, wenn die Damen vom Circus sich bei ihnen wohl fühlen. Ist den Herrn nicht bekannt, was diese sogenannten Christianer unter einem Liebesmahl verstehen?“

„Und was?“ hieß es von verschiedenen Seiten.

„Nun, im Grunde genommen erzählt man's nicht gern, aber ich nehme das Recht des Historikers für mich in Anspruch. Eine ganze Masse von Menschen jeden Alters und Geschlechts, Eltern, Brüder, Schwestern, Kinder, loses Gesindel von der Straße, versammeln sich bei Nacht in einem verschlossenen Local. Erst wird getafelt und gezecht, so etwa drei Stunden lang. In der Mitte des Gemachs sitzt ein Hund, der mit dem Schwanz an einen brennenden Leuchter gebunden ist. Sind nun alle recht aus Rand und Band, so lockt einer den Hund mit einem Stück Fleisch, das Vieh zieht, der Leuchter fällt um, und so wie es stockfinster ist, geht die wildeste Orgie los, die man sich denken kann.“

Bei dieser Erzählung regte sich im ganzen Kreise eine große Heiterkeit.

„Es ist unglaublich!“ rief Terentius.

„Ich begreife den platten Unsinn mit dem Hunde nicht!“ sagte Paulus. „Wozu die Umstände?“

Kallistratos, der neben ihm lag, sah ihn sehr ruhig an.

„Dafür ist das Ganze ja Religion,“ sagte er lächelnd, „und bei Mysterien mußt Du Dich über nichts wundern. Die Idee mit dem Hunde finde ich fast zu genial für den Standpunkt solcher armseligen Schwärmer. Das große Kunststück aller Geheimculte ist Abwarten, allmälich gesteigerte Erregung. Und schließlich, lieber Freund, wo gilt dieses Princip nicht? Ist nicht Abwarten und Hinhalten der Kern aller Liebesromane? Religion und Sinnlichkeit sind aber immer dasselbe gewesen, und es giebt aus dem Grunde auch mehr weibliche Schwärmerei, als männliche, weil das Weib . . .“

„Bei allen Göttern, Philosoph von Korinth, hör' auf, hör' auf!“ rief Petronius über den Tisch. „Jetzt macht er uns wieder alle Mädchen schlecht, nachdem er selbst sie vorher abgeküßt hat.“

„Durchaus nicht, ich commentire nur die Erzählung unseres Sertorius. Freund Petronius hat natürlich Lust bekommen unter die Christianer zu gehen!“

„Warum nicht?“

Alles lachte, der trockene Cethegus aber sagte ernsthaft:

„Ich kann Dir nicht dazu rathen, Petronius, denn

wenn auch alle die Geschichten im Dunklen noch hingingen, so kommt doch noch Anderes und Aergeres bei den Liebesmahlen vor, was der Staat nicht mit Ruhe ansehen kann.“

„Du meinst die sogenannten thyesteischen Mahlzeiten?“ sagte Sertorius zustimmend. „In der That erzählt man sich Folgendes. Wenn ein neues Mitglied in den Geheimbund aufgenommen werden soll, so wird ein verhüllter Altar aufgestellt, oben Getreide darauf, hinter der Umhüllung aber verborgen ein lebendiges kleines Kind. Der Neuling muß nun mit einem Messer mehrmals auf's Gerathewohl auf das Tuch losstechen. Sobald Blut ausströmt, reißen die Andern das ermordete Kind heraus und fressen es Stück für Stück auf. Unerhört so etwas! Aber sicher erwiesen!“

„Und wie ist denn eigentlich die Religion dieser Christianer?“ fragte Terentius.

„Nun,“ nahm Sertorius wieder das Wort, „was ich in Erfahrung gebracht habe — und ich interessire mich, wie ihr wißt, für alles historisch Merkwürdige, ist dieses: Zur Zeit des göttlichen Augustus lebte in einem jüdischen Dorfe eine Bäuerin, die wegen ehebrecherischen Umgangs von ihrem Manne verstoßen wurde. Bald nachher gebar sie einen Sohn, der sich Jesus Christus nannte, in Aegypten alle dort seit Alters bekannten Zauberkunststücke lernte und in seiner Heimath als Wunderthäter und Gott eine große Rolle spielte. Schließlich, als die Sache unsern römischen Beamten zu arg

wurde und Aufruhr gegen unsre Obrigkeit drohte, ist der Mann gefangen gesetzt und nachher gekreuzigt worden. Ihr wißt, die Juden sind ein zähes Volk. Wohl hauptsächlich uns zum Hohn hielten sie auch nach diesem schmählichen Ende noch an ihrem Propheten fest, und wie der Sabbath durch die ganze Welt gegangen ist und das Verbot, Schweine zu essen, so ist die ganze Geschichte von Jesus Christus weit verbreitet worden."

„Und," fiel Kallistratos ein, „weil nichts närrisch genug ist, als daß es nicht Verehrer finden sollte, so giebt es jetzt Christianer in Korinth, Christianer in Rom, Christianer in Karthago, — ja, es sollte mich nicht wundern, wenn es Christianer hier oben im Gebirge gäbe. Je toller die Lehre, desto mehr Gläubige!"

„Hört den Gottlosen!" sagte Petronius scherzend.

„Ich hab' ein Recht dazu, gottlos zu sein."

„Ein Recht?" fragte Paulus lächelnd. „Wie so denn?"

Kallistratos warf dem jungen Mann wieder einen Blick zu.

„Ach," sagte er dann gutgelaunt, „davon reden wir beide einmal, wenn wir allein sind. Unserm theuren Gastgeber wird das Gespräch schon viel zu wissenschaftlich. Dieses Glas, Freunde" — er erhob seinen Becher — „unsern edlen Kaisern, ihr Wohl!"

Während Alle sich erhoben und lebhaft zutranken, erschien ein verspäteter Gast in der Thür.

„Minucianus," rief es von allen Seiten, „wie viel

Augen hat das schöne Mädchen im Kopf, das Dich so lange festhielt?"

„Gar keins!" sagte der Künstler, indem er sich nachlässig auf eins der Ruhebetten warf. „Und was soll's? Ein Mädchen war's überhaupt nicht, sondern ein blinder Greis. Jungens, Waschwasser! Fort, fort mit euren Schüsseln, einen Becher her! — Er saß an der Straße und bettelte. Da hab' ich ihm erzählt, ich sei auch ein Bettler, ging' aber schon nach Hause, denn der neue Herr der Fabiervilla habe mir zum Willkomm ein Goldstück gegeben. Darauf schnitt der Alte vor Aerger und Neid ein Gesicht, wie ich es für meinen Prometheus grade brauchte. Da, urtheilt selbst."

Damit warf er Kallistratos ein zusammengefaltetes Täfelchen hin.

„Kimon, der Bettler, — wie er leibt und lebt! Du konntest es aber billiger haben. Als ich neulich den Alten mit Hunden aus meinem Garten hetzen ließ, schnitt er dieselbe Fratze!"

„Warum thatest Du das denn?" fragte Sertorius.

„Ei nun, der Alte wird unverschämt. Seitdem ich ihn einmal zu einer geheimen Botschaft benutzt habe, meint er, er hätte das Recht mir zu trotzen. Und übrigens war es allein das Schauspiel werth, die zwei großen Molosser hinter dem alten Narren her! Hätte nicht gedacht, daß der so lange Beine machen könnte!"

Inzwischen hatte Terentius den neuen Gast auf Paulus aufmerksam gemacht.

Der Künstler erhob sich mit dem Oberkörper und reichte ihm gemüthlich die Hand über den Tisch. Dabei fiel ein Weinkrug polternd herunter.

„Macht nichts, Terentius! War eine Hecatombe für unsere neue Freundschaft, Paulus. Giton, Junge, her mit einem neuen Krug. Dein Albaner ist gut, Terentius. Eigene Zucht? Meiner gedeiht dies Jahr nicht, ich glaube, meine Leute essen die Trauben in der Stille. Na, laß ihnen das Vergnügen. Bei der Arbeit bekommt mir ohnehin das Trinken nicht. Einen Kranz, schlanker Adonis. Wie kommst Du an den Knaben?"

„Erbstück."

„Kannst ihn mir einmal leihen. Du, Sertorius, — auf meinem Grundstück ist eine Scherbe gefunden worden, kannst Du die gebrauchen?"

„Etruskisch?" fragte der Sammler erregt.

„Nein, gut römisch. Mein Verwalter wollte eins von meinen Mädchen im Garten küssen, da ließ sie den Krug fallen. Heute früh fand ich die Scherbe. Da dachte ich gleich an Dich!"

Alles lachte. Sertorius lächelte enttäuscht.

„Na, beruhige Dich! Jetzt wird mein neues Grundstück angegriffen. Bei dem Bau kommt schon manches zu Tage. — Herr Paulus!"

„Was wünschest Du?"

„Hast Du mir von Deiner Reise nichts mitgebracht? Da sieht man wieder die treuen Freunde!"

„Ich bedaure," sagte Paulus lächelnd, „ich hatte damals noch nicht das Vergnügen Dich zu kennen."

„Richtig, richtig! Deine Hand, alter Junge. Unrecht gethan. Ja, Kinder, wenn man so viel zu denken hat. Zwei Bilder in Arbeit, eine Statue angefangen, ein episches Gedicht halb fertig, dazu dreizehn Modelle im Haus, fünf Mädchen und acht Knaben, die alle untereinander eifersüchtig sind! Ich habe jetzt ein Gesetz gegeben, daß überhaupt keines mehr mit mir allein ist. Dazu — denkt Euch die Störung! Gestern kommt der Kaiser Marcus zu mir. Heilige Diana von Ephesus — heiliger Antonius — heiliger Priapus — — ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich bei weniger feinen Göttern fluche, — aber hat mir das jede poetische Laune auf Wochen hinaus verdorben! Er sah alles der Reihe nach durch und that bei jedem Bilde eine nichtssagende Bemerkung, die mir in allen Muskeln zuckte. Ich hätt' ihn — na, ruhig Blut, Minucianus! Als er fort war — er kam wieder mutterseelenallein, blos mit seinem Wagen und seinem Stock, sogar ohne Hund — — kam mein nettestes Mädchen und fragte, ob das mein Großvater gewesen wäre. Nein, sagt' ich, aber mein Onkel, und wenn Du wieder so um Dich haust und zu kratzen versuchst, schenk' ich Dich dem, dann bekommst Du nichts zu essen wie Magenlatwerg und nichts zu hören wie Philosophie."

„Ich bitte Dich nun doch —" sagte Terentius, „die Fenster stehen offen . . ."

„Nun, ich habe nichts gesagt. Aber neugierig bin ich, ob wir alle jemand kennen, der demnächst die Markomannen mit goldenen Sprüchlein aus Epictet und Fronto in die Donau werfen wird. Er fragte mich: Hast Du nicht Lust, mit ins Feld zu ziehen? Ich sagte: Verehrter Herr, an der Donau hört das Land der Maler auf. Mit Nebel und in Handschuhen kann ich nicht malen! — Da sagte er: Diesen Ausspruch könnte man in einem Gleichniß anbringen. In dem Moment war er mir selber ein Gleichniß und zwar von dem Manne, der die Eigenschaften der Dinge so lange miteinander verglich, bis er nicht mehr wußte, welche Eigenschaft jedem einzelnen Ding zukäme. Oder auch von dem andern Manne, der nur ein Hirn hatte und einen Schreibgriffel, aber keine Ohren, Augen und — — — doch ich sehe, Terentius, daß Du die Fenster schließen läßt, das ist unnöthig, es ist warm genug hier. Reden wir von etwas anderem! Ihr habt übrigens gar keinen rechten Zug heute im Trinken, da geht natürlich auch das Gespräch nicht."

„Dort kommt eine bessere Sorte!" sagte Terentius.

Der letzte Gang des Mahles wurde abgetragen, das eigentliche Trinkgelage nahm seinen Anfang.

Knaben brachten neue Kränze und zündeten die hohen Candelaber an, obwohl es draußen noch ziemlich hell war, und Kallistratos wurde durch Würfelentscheidung zum König der Becher ernannt.

„Eröffnen wir," sagte der Grieche, „unsere Herr=

schaft mit einem Becher auf das Wohl der Geliebten. Roth wie dieser Falerner sollen ihre Wangen sein, und ihr Mund soll lachen, wie mein Freund Terentius im nächsten Augenblick. Ich trinke auf das Wohl seiner schönen Schwester Terentia."

„Du bist mir ein schöner Regent," lächelte Terentius, „der seine erste Handlung mit den Töchtern des Reichs in Verbindung bringt. Ich trinke auf mein eigenes Wohl, denn ich habe mich noch nie verliebt und gedenke es auch niemals zu thun. Terentius soll leben!"

Alles lachte.

Da erhob Sertorius sein Glas und sprach mit Würde:

„Meine gute Hausfrau . . ."

„Ach, er ist verheirathet, der Arme!" flüsterte Minucianus.

„Meine gute Hausfrau soll leben!" Und Sertorius trank auf das Wohl seiner Fulvia.

„Calpurnia lebe," sagte Cethegus trocken, „ob sie aber jemals für mich leben wird, ist eine andere Frage!"

„Ich leere zwei Becher hintereinander," rief Petronius, „und zwar auf das Wohl aller schönen und nicht zu spröden Mädchen von Rom und wünsche dabei, daß von den ersteren mehr unter den letzteren wären. Haben kann man sie alle, aber wer mag sie!"

Nun war die Reihe an Minucianus, der seinen Becher blos auf dem Tisch herumdrehte und sagte: „Der zarte Narcissos möge ewig jung bleiben. Darauf

ein Glas! Die Naturordnung kehrt sich freilich nicht an Trinksprüche!"

Paulus, der durch die Reden und den Wein, an den er weniger gewöhnt war, als die Andern, warm geworden war, rief fröhlich: „Ich trinke auf das Wohl eines sehr schönen Mädchens hier im Gebirge, dessen Namen und Stand ich verschweige, das aber bereits am ersten Abend meines Hierseins mich mit Blumen beschenkt hat und mit mir in Correspondenz getreten ist. Sein Wohl!"

„Sein Wohl!" rief der ganze Kreis lachend mit.

„Kraft meines Amtes, Freunde," erhob Kallistratos seine klangvolle Stimme, „gebiete ich, daß wir Alle diesem namenlosen schönen Kinde einen Ganzen weihen! Der gehört wahrhaftig in unsern Kreis, der am ersten Abend nach der Ankunft aus Indien in dieser mädchenarmen Wüste schon Eroberungen macht!"

Die Becher kreisten, die Fröhlichkeit begann Alle mit sich fortzureißen und färbte die Wangen lebhafter. Unablässig trugen schöne Sclaven neuen Trinkstoff herbei.

„Wird uns unser Freund nicht mittheilen, wie seine Perle aussieht?" fragte Petronius. „Kennt doch keiner den andern, ehe er nicht um seine Liebste Genaues weiß."

Paulus stürzte rasch einen Becher hinunter.

„Sie hat schwarze Augen, sonst weiß ich wenig."

„Glückliche Jugend," lachte Minucianus, „die noch

etwas auf Augen giebt. In den Augen, die gewöhnlich packen, sitzt Geist, — und der thuts nicht. Alle Mädchen mit Geist taugen nichts — nun, Du wirst's schon selbst einsehen. Der Geist der Mädchen verfällt doch nur auf Thorheiten, zum Beispiel religiöse Begeisterung, strenge Sittsamkeit und ähnlichen Unsinn."

„Deine Erfahrungen scheinen allerdings bedeutend," sagte Kallistratos, „aber ich wüßte nicht, wo in den albanischen Mädchen so viel Geist herkommen sollte. Das einzige darunter, das wirklich Geist hat, ist doch nicht zu haben — weder mit noch ohne Geist — — nicht wahr, Terentius?"

„Für Dich sicher nicht, Du bist zu gut dafür. Bleib Du bei Deiner Frau."

„Kein böses Omen über Tisch, Freund . . ."

„Ich weiß aber auch gar nicht," fuhr Minucianus dazwischen, „warum diesen ganzen Abend über nichts anderes verhandelt wird, als über Frauenzimmer. Haben wir denn mit denen nicht so wie so unsere liebe Noth überall, daß wir nicht einmal, wenn wir unter uns sind, etwas Vernünftigeres reden könnten? Es ist eine Schande, daß die leidigen Dirnen einem überall in Gedanken nachlaufen müssen, wo doch ein verständiger Mann gar nicht eher an ein hübsches Mädchen denkt, als bis er es im Arm hat."

„Ja, da sprichst Du mir ganz aus der Seele," nahm Sertorius rasch das Wort, „schon längst wartete ich auf einen ruhigen Augenblick, wo unser Gespräch

zu etwas Wissenschaftlichem übergehen könnte. Da hier auf dem Lande keine Pflege der edlen Kunst der Musik möglich ist, so wollen wir die schöne Sitte wenigstens nicht einschlafen lassen, des Mahles Länge durch eine belehrende Rede oder Vorlesung zu verkürzen. Schon seit Jahren trage ich mich mit einem Gedanken über einen höchst merkwürdigen Gegenstand aus der Geschichte unseres großen Volkes."

Bei diesen Worten, mit denen Sertorius ein gewaltiges Manuscript aus dem Busen zog, merkten sämmtliche Gäste nicht ohne gelinden Schauder, welche Lawine Minucianus' unvorsichtige Rede ins Rollen gebracht habe. Denn der weise Sertorius hatte schon mehr als ein fröhliches Gastmahl durch seine wohlmeinenden Abhandlungen aus der „großen vaterländischen Geschichte" in ein schnarchendes Schlafzimmer verwandelt.

Kallistratos machte zwar noch einen krampfhaften Versuch, den Redestoff auf ein anderes Gebiet überzuspielen, indem er das Manuscript aufmerksam betrachtete und plötzlich an Paulus die Frage richtete, ob er auf seinen Reisen die Papierfabriken in Alexandria besucht habe.

Als aber Sertorius anfing: „Ich besitze eine Sammlung sämmtlicher Papiersorten der Welt und will gern nachher einige Worte — —," da beeilte sich der Grieche, den angeregten Zündstoff zu beseitigen, um nicht zwei Vorlesungen statt einer heraufzubeschwören.

Sertorius hub also mit größter Breite an, über

einen Stoff aus der ältesten römischen Königsgeschichte vorzutragen und eine Sache zu erörtern, die die Zeitgenossen nicht gewußt, die Enkel vergessen, die späten Nachkommen nicht wiedergefunden und die Historiker beliebig angenommen hatten. Er berief sich dabei auf interessante und geistvolle Männer, wie zum Beispiel den Kaiser Claudius, der seiner Zeit seinen Hof mit denselben entsetzlichen historischen Fragen gelangweilt hatte, mit denen sein würdiger College im Geschichtshandwerk jetzt den Kreis der Albaner-Freunde zum Einschlafen brachte.

Während damals die jungen Herrn vom Hof sich die Zeit damit todtgeschlagen hatten, daß sie hinter dem Rücken des docirenden Kaisers die Kaiserin Messalina küßten oder dem Regenten selbst ein Stuhlbein ansägten, so daß er mitten im Redestrom zu Falle kam, so war jetzt der Erfolg, den Sertorius erzielte, hauptsächlich der, daß alle Zuhörer (von denen übrigens keiner zuhörte) still und viel weitertranken, ohne durch Reden munter zu bleiben.

Der Verlauf unserer Geschichte wird lehren, wohin das zuletzt führte.

Kallistratos erheiterte sich eine Zeit lang an dem ernsthaften Gesicht des Redners, der so laut sprach, als stände er im Porticus der Octavia in Rom, dann schlug er mit den Fingern den Tact zu einem nicht grade salonfähigen griechischen Liebesliedchen, das er vor sich hinsummte, endlich begegnete er mit seinem scharfen Blick den Augen des Paulus, die zufällig auf ihn gerichtet waren.

Beide sahen einander an, blickten dann auf Sertorius, der steif in sein Heft schaute, und konnten beide ein Lächeln der Uebereinstimmung nicht unterdrücken.

Kallistratos betrachtete darauf eine Weile prüfend den edel gestalteten Kopf des jungen Römers und schien aus diesen Linien ein ihn sehr befriedigendes Resultat zu ziehen.

Paulus dagegen bewunderte den stolzen Gesichtsausdruck und die vornehmen Züge seines Nachbars und überlegte, was wohl diesen Mann dazu getrieben haben möchte, sich hier fern vom großen Verkehr anzusiedeln und welche Bande ihn wohl an diesen zwar heiteren, aber doch nicht überaus geistreichen Kreis knüpfen könnten.

Als beide mit ihren Beobachtungen ziemlich fertig waren, wandte der Grieche sein Haupt nahe zu Paulus herüber und sagte leise:

„Willst Du nachher, Paulus, mit mir über den See nach Hause fahren? Mein Boot setzt Dich vor Deiner Villa ab, und wir finden so noch eine ruhige Gelegenheit zum Plaudern. Da wir doch nun einander grade gegenüber wohnen, wollen wir uns auch nicht fern bleiben!"

Paulus hatte noch nicht geantwortet, als Sertorius plötzlich aufhörte zu reden.

„So hat der Kaiser Claudius also doch Recht!" Mit diesem tiefen Satze schloß die lange Auseinandersetzung.

Die ungewohnte Stille machte Alle wieder lebendig.

Sclaven gossen Oel auf die Lampen und brachten frische Krüge.

Sertorius selbst suchte seine trockene Kehle rasch und gewaltig anzufeuchten.

„Wir sind Dir sehr verpflichtet," sagte Terentius mit ziemlich unsicherer Stimme, denn die Mehrzahl der Anwesenden war stark bezecht. „Wir sind Dir sehr verbunden, daß Du — was soll ich sagen, daß Du uns endlich über den göttlichen Claudius und seine Frauen aufgeklärt hast . . ."

„Aber ich habe ja kein Wort —"

„Ruhe, Freunde!" rief Kallistratos rasch dazwischen, „ich übernehme mein königliches Amt wieder und leere diesen Becher auf unsern Redner. Schenkt ein, Sclaven."

„Ich habe noch einen köstlichen Krug uralten Falerners," sagte Terentius.

„Thu' auf die alte Flasche
Vom Consul Bibulus . . ."

sang Cethegus, in dessen weinseligem Hirn noch verschwommene Erinnerungen aus Horaz spukten.

„Stille!" überschrie ihn Terentius. „Genossen, wir besiegeln mit diesem Trunke unsern neuen Freundschaftsbund mit Paulus Fabius Maximus . . ."

„Famose Idee!" rief Petronius. „Wenn nur ein Mädchen hier wäre, um dabei aufzuspielen!"

Zwei Sclaven, die auch nicht mehr sehr sicher auf

den Beinen waren, schleppten einen schwärzlichen Krug von ansehnlichem Umfang herein.

Als der schwere, goldene Trank in den Bechern perlte, drückte Terentius dem jungen Römer einen frischen Kranz auf die Locken und rief: „Bis zu diesem Tage, mein Sohn, hast Du der ganzen Welt angehört. Von heute ab gehörst Du uns, bis wir einst pflichtschuldigst Deiner Frau weichen werden!“

Und er wollte ihm ein großes Glas Falerner als Weiheopfer auf den Kopf gießen, reichte aber mit seinem kurzen Arm nur bis in den Nacken und schüttete es ihm über die Tunica.

„Holla ho, das soll mir wohl eine nette Tiberüberschwemmung sein!“ schrie Minucianus.

„Ich wäre in der Stimmung,“ rief Petronius, „Deine Flötenspielerinnen zu empfangen, Terentius!“

„Bah, solches Gesindel giebts bei mir nicht!“

„Was, Gesindel, — — die schöne Lydia?“

„Wer spricht da von der schönen Lydia?“

Cethegus begann wieder abgerissene Fetzen frei nach Horaz zu singen.

„Halt's Maul, Cethegus!“

„Der verwünschte Singsang!“

„Wer wird da unverschämt?“

„Jung', gieb mir einmal den Krug her, daß ich ihn dem Kerl an den Kopf schmeiße!“

„Frieden, Freunde!“

„Halt's Maul, Du Mädchenfänger!“

„Ein schlechter Kerl der heute von Mädchen spricht.“

„Aber, liebe Freunde . . .“

So ging alles in wildem Trubel durcheinander, die Lampen flackerten, die Wangen glühten, der eine schrie, der andre lallte, der dritte weinte.

Petronius fing an ein Lied zu singen, dessen Inhalt weder schön noch anständig war, und Cethegus' Haupt sank schwer auf die Kissen.

Nur der dicke Sertorius saß und trank und trank. — Er hatte vorhin genug geredet. Auch störte ihn niemand.

Da fühlte sich Paulus, der eben anfing, auch die Selbstbeherrschung zu verlieren, am Arm gefaßt.

„Komm,“ hörte er die Stimme des Griechen, die so nüchtern und ruhig klang, wie sonst, „es ist Zeit, daß wir gehen. Terentius wird albern, Petronius ekelhaft und Cethegus schläft. Sertorius wird bis morgen früh so forttrinken und Minucianus ihm Gesellschaft leisten. Ich bin es müde, und Du bist zu gut dazu. Komm!“

Und ehe Paulus recht wußte, wie ihm geschah, fühlte er sich fortgezogen.

Das wilde Treiben des Gelages und der helle Lichtglanz verschwanden vor seinen Augen, kalte Nachtluft streifte ihm die glühende Stirn, er hörte die finstern Bäume des Gartens über sich rauschen.

Der Grieche führte ihn fest im Arm. Als Paulus das Boot mit dem Purpursegel, die bunten Sclaven

mit Fackeln und den mondhell schimmernden See vor sich sah, hatte er schon sein volles Bewußtsein wieder gewonnen. Kallistratos ließ ihn los, er schritt fest und sicher über das Brett, das zum Verdeck führte.

„Der verträgt den Falerner wie ein Held," murmelte Kallistratos, „laß sehen, ob er auch mehr verträgt!"

Und die Ruderknechte griffen ein und ruderten das Boot rasch in den todtenstillen See hinaus.

Viertes Capitel

Ein Capitel zwischen Mitternacht und Morgenroth.

Kallistratos und Paulus nahmen unter dem Segel auf weichem Divan Platz.

Eine große rothe Laterne warf düster glühenden Schein auf die rudernden Sclaven in der Tiefe, die vergoldete Brüstung und die Falten und Flächen des großen, dunkeln Segels, das manchmal geheimnißvoll rauschte und dröhnte.

Einförmig tönte der Tact der Ruder über die schäumende Fluth, die bald vom bleichen Mondlicht versilbert aufglänzte, bald in schwarze, unendliche Tiefe versank.

Die Ufer lagen im Nebel, der im grünlichen Schein seltsam schwankte, sich aufballte nnd zerfloß.

Einen Augenblick schauten der Grieche und sein Gast schweigend in die Nacht hinaus, durch die kein Ton

glitt, als das Rauschen des Segels und das leise Plätschern und Sprudeln der Fluth.

Paulus empfand angenehm die Kühle des Wassers und der Nacht, die ihn umfing.

Da schlang ihm Kallistratos freundlich den Arm um den Nacken und ergriff mit der Rechten seine Hand.

Paulus fühlte den warmen Druck der Hand und hörte die schöne, tiefe Stimme des Griechen mit seltsamer Empfindung, wie er dicht an seinem Ohre sprach:

„Sieh hin, Paulus, so wie dort die Ufer im Nebel ruhen und pfadlos die schimmernde Weite sich dehnt und wir nur hier auf dem schwankenden Schiff festen Boden unter unsern Füßen haben, — — so ist das ganze Leben. Ich meine, es sei nicht umsonst so gefügt, daß wir grade vor diesem Bilde stehen und miteinander dahinfahren und es anschauen. Laß' uns zusammenhalten, Paulus, — nicht in der Weise wie Terentius meint, denn zwischen Vielen ist kein Bund möglich, — — sondern allein. Du kommst von fernher, bist aber noch jung und hast gewiß zu Vielem noch keinen Standpunkt. Ich bin weit gewandert und habe viel erlebt, viel hinter mir gelassen, ein dunkles Sehnen erfüllt mich, meine Erfahrungen in ein neues Herz zu pflanzen, damit sie nicht mit mir untergehen. Ueber die Verhältnisse der Menschen entscheidet ein Augenblick. Der Dämon, der uns treibt, kennt keine Zeit. Also wundere Dich nicht über meine rasche Zuneigung."

Paulus war durch Ort und Stimmung so vorbe-

reitet, daß er nicht anders konnte, als der Rede des seltsamen Mannes mit einiger Erregung folgen.

„Du kennst mich noch nicht, lieber Paulus,“ fuhr Kallistratos mit weicher Stimme fort, „Du sollst mich aber kennen lernen. Heute hast Du den großen Kreis der Albanerfreunde gesehen. Hat er Dir großen Eindruck gemacht?“

„Es scheinen mir lustige Leute zu sein.“

„Ja, gewiß, — lustig! Aber fühlst Du Dich in einem solchen Kreise befriedigt?“

„Nicht gerade.“

„Das erwartete ich. Frage Dich selbst, was soll Dir Sertorius mit seiner Weisheit, was soll Dir der trockene Jurist Cethegus . . .“

„Terentius ist anders.“

„Er ist ein guter Kerl. Hältst Du ihn für sehr begabt?“

„Nein.“

„Also! Ich will Dir einen Rath geben, Paulus. Geh' mit diesen Leuten um, nenne sie Freunde, gut! Aber der Mensch, der leben will, hat nichts von einem Haufen Freunde. Das haben wir Griechen längst gewußt: Freundschaft, die fördert, kann nur zwischen zweien sein. Nun, Du hast also heute diese eine Gastfreundschaft am Albanersee genossen. Morgen gegen Abend, wenn es Dir recht ist, legt diese Barke wieder bei Dir an und holt Dich ab zum Genuß einer zweiten Gastfreundschaft am See. Du wirst es bei mir etwas an=

ders finden und kannst dann entscheiden, wo es besser ist. Willst Du?"

„Sehr gern. Treffe ich bei Dir einen der Freunde von heute."

„Nein," sagte der Grieche mit einem leichten Lächeln, „nur den, der vor Dir steht! Was ist, Peisistratos? Sind wir noch nicht an der Villa der Fabier?"

„Herr — — — bei dem Nebel — — ich weiß nicht — wir sind vorbei gefahren."

„So fahre zurück und richtig," sagte der Grieche scharf.

Das Boot drehte.

„Kennen Deine Leute den See nicht?"

„Doch — aber es ist unfähiges Gesindel. Nun — wartet nur! Doch wozu sich ereifern, freuen wir uns des Augenblicks, den wir noch zusammen sind. Weiß Gott, wie lange die noch steuern — jetzt liegt das Fahrzeug ganz still — der Nebel wird immer dichter — — willst Du mir nicht etwas aus Deinem Leben erzählen, lieber Paulus?"

Paulus brachte Einiges vor, was, wie er selbst merkte, ziemlich zusammenhanglos war.

Er erzählte von dem eigenwilligen Vater, seinen Studien in Athen, seinen Reisen — und kleidete alles in einen überaus warmen, fast romantischen Ton, wie die augenblickliche Stimmung ihn eingab.

Der Grieche hörte ihm mit freundlichem Lächeln zu.

„Hast Du Dich irgend einer Philosophie bleibend zugewandt?"

„Nein, es zog mich keine an, die Religionen noch weniger. Ich kenne auch viele kaum.“

„Das ist reifer Boden!“ sagte Kallistratos wie für sich.

„Wozu?“

„Zur Erkenntniß des Lebens!“

Der Nachen näherte sich dem Lande, über den Bergen graute ein heller Streifen als Vorbote des kommenden Tages.

Kallistratos stand auf und sah Paulus durchdringend an. Er hielt seine beiden Hände fest in den seinen und sagte:

„Auf Morgen also, mein Paulus. Und merke Dir, daß Unendliches Nichts ist, Weniges Viel. Daß die Welt ein Traum ist, und das Leben ein Spiel der Phantasie. Daß kein Mensch zu leben weiß, der das nicht erkannt hat. Die wenigen aber, die es wissen, leben den Göttern gleich!“

In diesem Augenblick zerriß der fahle Streifen am Horizont, dämmerndes Frühlicht glitt herauf und färbte den Himmel.

Jeder Wogenkamm im See schimmerte roth, röthlicher Glanz flog über das hohe Segel und schwebte geisterhaft auf der bleichen Stirn des Mannes, der die dunklen Worte redete.

Im nächsten Augenblicke stand Paulus im Garten seiner Villa, das Boot verschwand im schimmernden Nebel. Ueber den See strich frischer Wind, es wurde Morgen.

Paulus aber wußte nicht, wie ihm geschehen war. So stand er, bis lauter Lärm aus der Villa ihn weckte.

* * *

Wir müssen hier zu dem tollen Treiben auf der Villa des Terentius zurückkehren, aus dem Paulus und der Grieche sich geflüchtet hatten.

Eine Zeit lang rasten die Wogen des Sturmes noch durch den Saal.

Aber da Sertorius sich nicht daran betheiligte, Cethegus schlief, Minucianus von seinem Ruhebett in einen dunkeln Winkel rollte und nicht wieder gesehen wurde und Terentius in weinselige Rührung überging, so wurde auch Petronius allmählich still.

Die Lichter wehten und flackerten in der kühlen Zugluft, die durch die Fenster strich.

Terentius murmelte leise wie im Traum, Cethegus schnarchte laut.

Die Knaben, die den Wein zugetragen hatten, lagen schlafend in den Ecken.

Da erhob Sertorius den weinfeuchten Blick vom leeren, letzten Krug, schaute mit großen Augen rings herum und sagte mit lallender Stimme:

„Wieder der Einzige! Auch Kallistratos und der Neue fort — unter dem Tisch! Ich bin immer der Letzte. Oder besser: mich packt es niemals. Bah, ein schwächlich Geschlecht heute! Was ist Juristerei, was Philosophie, was loses Leben mit Mädchen und Knaben, —

bei allem lernt sich das Trinken nicht. Nur Geschichtsstunde lehrt es!"

Und Sertorius kam, da seine Gedanken so glatt flossen, wie der letzte Becher, den er trank, zu der Ansicht, daß er wirklich noch ganz nüchtern sei.

Die Kühle der Nacht umwehte ihm das dünne Haar über der Stirn so wonniglich, daß ihm ein Gedanke aufstieg, bei dem er gern verweilte.

„Wie ein Schlachtfeld ist das Triclinium. Sie alle schlafen, niemand wird morgen glauben wollen, daß ich allein sie alle übertrunken, überwacht habe! Aber ich will's beweisen. Lieblich erhellt die freundliche Mondgöttin die Wege, — — grade Straßen, dic nicht zu verfehlen sind, — — — angenehm ist die Stille der Nacht, — — es rauscht in den Bäumen, — — der Lorbeer duftet wie in Delphi . . ."

Hier verlor sich der Redende in Poesie.

Erst mit einiger Anstrengung fand er den Faden seines Planes wieder.

„Ich will meinen Wagen ruhig hier lassen. Ich will zu Fuß heimwärts wallen. Um den See, — — im hellen Mondschein. Sie werden nach mir fragen am Morgen. Und ich werde sagen: Als Ihr dem Schlafe, dem Bruder des Todes, verfallen waret, als der Gott des Weines über Euch triumphirte, als Ihr — — da — — was wollte ich sagen — — als ich — — als Ihr — so — ja — — als Ihr das thatet, da — da war Sertorius nüchtern — ganz nüchtern —

und ging zu Fuß nach Hause — — graden Schrittes — aufrecht — — ohne zu wanken. Ja, das werde ich sagen. Aufrecht, — ohne zu wanken. Wanken? Was wankt? Alles wankt. Alles in der Welt. Bloß der Weise nicht. — Recht so, — ohne zu wanken. Und sie werden sich wundern!"

Und Sertorius erhob sich im Vorgefühl aller kommenden Triumphe vom Lager. Ohne zu wanken, — wie er meinte.

Wer ihn gesehen hätte, würde sich in der That gewundert haben.

„Die Kissen sind zu glatt, man rutscht leicht aus!"

Als er glücklich auf den Füßen stand, hörte er hinter sich ein dumpfes Gepolter.

Der Tisch, der eben noch neben dem Ruhebette gestanden hatte, war sammt Krug und Becher verschwunden.

„Seltsam," murmelte Sertorius, „sollte ich den ganzen Abend keinen Tisch gehabt haben? Eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Sclaven!"

Und er schritt langsam weiter.

Kandelaber und Tische flogen nach allen Seiten.

„Wenn ich nur wüßte, wer diesen beständigen Lärm macht. Und wohin man tritt, liegen allerlei Gegenstände. Sollte ein Hund im Gemache sein? Ich glaube wirklich, ich trete eben auf seinen Schwanz."

„Au'," sagte ein Sclave im Schlaf.

„Lydia, laß' los!" murmelte Petronius.

„Eine solche Enge des Gemaches ist unerhört!"

brummte Sertorius im Weiterschreiten, stolperte über den schönen Adonis, der dem Künstler so gefallen hatte, und schlug mit dem Kopf hart gegen die Wand. Der Stoß machte ihn etwas munterer.

„Daß Euch der Styx — — es ist doch gut, daß mich Niemand gesehen hat. Nein, sie schlafen Alle. Der Falerner thuts nicht, die Lichter brennen nur so schlecht.“

Er hatte nämlich allmählich alle vier Kandelaber in der Nähe umgeworfen.

„Und hier auf der Seite ist die Thür gar nicht, das ist eine Wandmalerei.“

In demselben Augenblick fuhr er durch die Oeffnung, kollerte ein Paar Stufen hinab und merkte nun doch, daß es die Thür war.

„Beim Genius Ciceros, — — das ist eine Treppe! So, jetzt weiß ich's wieder. Dieser Gang führt in den untern Porticus, von da komme ich an das große Thor.“

Und er schritt durch einen langen Corridor, der vom Mondlicht durch einige schmale Fenster spärlich erhellt wurde.

„Dieses sind drei Thüren. Ein kluger Mann geht stets durch die Mitte, sagt Horaz.“

Und er öffnete die mittelste Thür und trat zu seinem und eines andern Wesens höchster Verwunderung in das Schlafgemach der schönen Terentia.

Es war ein kleines, trauliches Zimmer, die Fenster mit Vorhängen dicht geschlossen. An der Decke schwebte

eine zierliche Ampel und warf hellen Schein auf die schlanke Gestalt des jungen Mädchens, das blos mit weißer Tunica, die bis auf die volle Brust herab offen war, lose bekleidet auf einem Ruhebett lag, den Kopf mit den gelösten Locken auf die Linke gestützt und aufmerksam in einer Rolle lesend.

Ein Spiegel glänzte an der Wand, sonst mahnten die mancherlei Geräthe zum Fischen, Jagen und Reiten, die wüst durcheinander lagen, und das hohe Regal mit Rollen nicht eben an das Gemach einer jungen Dame. Zum Ueberfluß lag vor ihr auf dem Boden das borstige Fell eines Ebers, und ihr Obergewand hing an den Enden eines Hirschgeweihs.

Terentia schien sehr in ihre Lectüre vertieft, ihre vollen Lippen waren aufgeworfen und ihre Brauen etwas gekniffen, als läse sie mit Unmuth, was auf der Rolle geschrieben stand.

Die zarten, weißen Füßchen, die bloß herabhingen, die runden schneeigen Arme und die ganze Stellung hätten jeden Andern von der Tischgesellschaft unten entzückt, wenn er sie so frei hätte betrachten dürfen.

Sertorius aber, der feinfühlende Historiker, war in diesem Moment durchaus keinen erotischen Gefühlen zugänglich.

Das junge Mädchen hatte so eifrig gelesen, daß es das leise Oeffnen der Thür kaum vernommen hatte, und blickte jetzt mit seinen großen schwarzen Augen verwundert auf, als Sertorius geräuschvoll stehen blieb.

Ein feiner Beobachter hätte sehen können, wie der ganze Körper des Mädchens leicht zusammenzuckte bei dem plötzlichen Anblick eines bekränzten Gastes aus dem Triclinium seines Bruders. Als Terentia aber in den wein= und schamrothen Zügen den dicken Sertorius erkannte, flog ein muthwilliges Lächeln um ihre runden Wangen und sie sagte, ohne sich zu erheben, im ruhigsten Ton von der Welt: „Freund Sertorius, Du bist in den falschen Gang und an die unrechte Thür gekommen. Die Küche liegt ein Stockwerk tiefer.“

Sertorius war so vom Rausch verwirrt und aus moralischem Zartgefühl so verlegen, daß er, anstatt gleich zuückzutreten, einen Schwall von Entschuldigungen stotterte, die aus anderem Munde gradezu anzüglich geklungen hätten.

„Geh nur, Freund,“ sagte Terentia, „denselben Weg wieder zurück. Ich habe Dich nicht gesehen und Du mich auch nicht. Ich will auch Fulvia nichts davon sagen!“ fügte sie muthwilig hinzu.

Als sie aber sah, daß Sertorius immer verwirrter wurde und an das Labyrinth von dunklen Gängen im Hause dachte, sagte sie gutmüthig: „Uebrigens findest Du Dich doch in unserm Hause bei Nacht nicht zurecht. Wenn Du draußen auf dem Gange warten willst, bis ich mich angekleidet habe, so will ich Dir die Treppe hinunter leuchten. Eine Sclavin zu wecken, machte die Geschichte nur schlimmer.“

Sertorius kam dieser Rath wie ein Götterorakel

vor und er zog sich mit einer Geschwindigkeit in den Gang zurück, die Thür und Fußboden bedrohte.

Terentia ließ ihn mit Absicht ziemlich lange warten, und während er, auf dem schmalen Gange fortwährend bald rechts und bald links anstoßend, auf und ablief, gewann er einigermaßen seine Fassung wieder.

Er sagte sich, daß das Ganze ein entschuldbares Versehen gewesen sei, daß er als ein Mann von Ruf und Ehre, zumal als ein Mann, der in musterhafter, obwohl noch junger Ehe lebte, dem guten Namen der schönen Schwester seines Freundes in keiner Lage Schaden zufügen könne, daß er endlich von dem Mädchen nichts weiter gesehen habe, als eine durchaus züchtige Tunica, was auch richtig war, da der helle Lichterglanz seine weinschweren Augen im Moment fast blind gemacht hatte.

Bei solchen Erwägungen sah er auch in der weiteren Begleitung des Mädchens nichts Anstößiges, und als Terentia endlich in rasch übergeworfenem Mantel und Sandalen, ein Tuch um das lose Haar und eine Lampe in der Hand, zum Vorschein kam, nahm Sertorius in seinem Wesen etwas onkelhaft Gnädiges an, das gegen sein Benehmen von eben bedenklich abstach.

Terentia ging aber gar nicht darauf ein, sondern schritt so rasch vor ihm her, daß er nichts von ihr zu sehen bekam als den Schattenriß und nichts thun konnte, als ächzend folgen und an jeder vorkommenden Stufe stolpern.

Als sie sich dem Eingang des Tricliniums wieder genähert hatten, blieb Terentia stehen und fragte: „Wo willst Du denn eigentlich hin, Du weiser Sertorius?"

„Aus dem Hause, liebes Kind, weise mir den Weg hinunter."

„So, ist das Gelage schon aus?"

„Wenigstens für die Verständigen, liebe Terentia!"

„Dann geh' Du nur wieder in's Triclinium zurück."

„Ich sagte ja, daß es aus sei. Ich glaube übrigens, ich finde von hier den Weg allein, gib mir nur die Lampe . . ."

„Damit Du sie zerbrichst! Soll ich Dir einen Rath geben?"

„Nun, mein Kind?"

„Erstens, Herr Sertorius, heiße ich bloß Terentia . . ."

„Ei, wie so, liebes Kind?"

„ — Und zweitens rathe ich Dir, nicht so viel zu trinken oder, wenn Du es gethan hast, nicht so weite Reisen zu unternehmen!"

Sertorius fühlte sich im Innersten verletzt.

„Ich begreife Dich nicht, Terentia — — Dein Bruder hat mir zwar schon oft über Dich geklagt . . ."

„So, Du alter Silen?"

In diesem Augenblick löschte ein zarter Hauch von ihren schönen Lippen die Flamme aus, Sertorius fühlte eine in Anbetracht der kleinen Hand ziemlich derbe Maulschelle und hörte das Zuklappen der Gangthür, durch die Beide eben gekommen waren.

Er drehte sich, rüttelte am Schloß, das nicht nachgab, that dann zornig einen Schritt vorwärts und fiel mit einem ganz ungeheuren Getöse der Länge nach eine Treppe hinunter, die in's untere Geschoß führte.

Als er sich wüthend aufraffte, sah er sich in der weiten Halle, die zum wohlbekannten Ausgang der Villa führte, und erblickte im hellen Mondschein das offene Gartenthor, neben dem ein Thürhüter an einen düster glühenden Candelaber gelehnt schlummerte.

Eine leere Weinkanne bewies, daß auch bis hierher ein Abglanz der Freuden des Tricliniums gelangt war.

Sertorius schritt schwankenden Schrittes über die Terrasse und freute sich am Mondschein, der alles so hell beleuchtete, als wenn es Tag wäre.

„Wenn ich nur erst auf der Straße bin, ist alles gut. Der Weg dann nicht mehr zu verfehlen! Ohnehin geht es auf den Morgen. Und die Seestraße in der kaiserlichen Villa ist auch bei Nacht offen."

Die Gartenpforte zu finden glückte wider Erwarten leicht, und die breite, helle Landstraße lag jetzt so friedlich vor des dicken Zechers Augen, daß sich dieser jede Aenderung seines Planes aus dem Sinn schlug und anfing, in schönen Zickzacklinien seinen Marsch zu beschleunigen.

Richtig, auch das Thor der kaiserlichen Villa war offen.

Sertorius gab sich ganz einer beschaulichen Stimmung hin, wobei sein Geist fast einnickte, die Beine aber rastlos vorwärts schwankten.

Da keine hindernden Gegenstände im Wege lagen und die Straße breit war, stand nicht direct zu befürchten, daß die seltsamen Linien der Bahn irgendwo zu einem Zusammenstoß führen würden.

Plötzlich ertönten Stimmen aus den düstern Gartenanlagen der kaiserlichen Wohnung, und schlürfende Schritte nahten durch den Laubgang.

„Du wirst einsehen, Marcus," sagte eine Stimme, die vielleicht einstmals große Kraft besessen haben mochte, jetzt aber vor Alter hohl und tonlos klang, „Du wirst einsehen, daß etwas geschehen muß. Offene Wortgefechte zwischen Justinus und Crescens dürfen nicht mehr vorkommen. Wenn der Unsinn der Christianer jetzt auf allen Gassen laut ausposaunt und mit siegreicher Dialectik verfochten wird, so giebt das ein böses Beispiel, dessen Folgen nicht abzusehen sind."

„Ich pflichte Dir in allem bei, mein verehrter Lehrer," sagte eine schöne klangvolle Stimme, „aber Du kennst selbst die Größe der Verantwortung. Wir haben bisher das milde Edict des göttlichen Trajanus befolgt, das uns die Christianer bestrafen hieß, wenn sie selbst eingestanden, solche zu sein, das aber Verzeihung allen denen zusicherte, die im Verhör den Namen verleugneten, und besonders alle Angeberei als dem Geiste unserer Zeit widersprechend zurückwies. So lange also Justinus nicht in irgend einer Weise direct dem Gesetz verfällt, kann ich auf bloße Angaben kein Gewicht legen. Persönlich sehe ich freilich in dem ganzen Wesen

dieser falschen Schwärmer einen Unfug, für den kein Ausdruck zu stark ist. Aber man soll nicht persönliche Erregtheit mit der Regierung fremder Verhältnisse in Verbindung bringen. Fest soll der Regent vor allem sein, nicht launisch und ohne Ursache an den weisen Satzungen seiner Väter rütteln. Auf alten Männern und alten Gesetzen ruht der Staat. Der Mensch, der fest ist in sich, der steht wie ein Fels, an dem die Stürme rütteln. Aber sie vermögen nichts über ihn, weil er nicht nachgiebt. Wer aber auf Jeden hört und danach sein Leben, seine Regierung richtet, der ist einem losen Sandfelsen gleich, von dem jede Welle abbröckelt. Kommt dann eine große Fluth, so schwimmt er wohl ganz weg!"

Der Mann, der diese Worte sprach und sich dabei mit der Hand ruhig den krausen Bart strich, war Marcus Aurelius, der Kaiser, der von Schlaflosigkeit geplagt, mit seinem früheren Lehrer, dem Redner Fronto, in den düstern Laubgängen lustwandelte.

Als der Kaiser seine lange Rede beendet, bohrte sein weißhaariger Begleiter zornig seinen Stock in den Boden und ballte die von Gicht gekrümmte Hand.

„Deine Worte sind gut, o Marcus, wie alles, was Du sprichst, und gewiß ist der Staat in guten Händen, den Philosophen leiten, aber auch der Philosoph soll das Schwert nicht verachten, wo es noth thut. Wie Du in Dir selbst zu Felde ziehst gegen die schlechten Gedanken, wie Du draußen im Reich die Parther, die Marcomannen bedrohst, so sollst Du auch innerhalb

des Staates den platten Wahnsinn bekämpfen, der die alte Religion vernichtet, das Volk aufwiegelt und alle bestehenden Verhältnisse zerstört. Ohnehin bist Du bald der einzige in Deinem Reich, der zurückhält. Deine Statthalter greifen weit hinaus über das Edict Trajans, die Masse des Volkes brennt vor Ungeduld, der erste Fall, der in Rom vor das Tribunal des Präfecten kommt, wird unsern trefflichen Junius Rusticus in die größte Verlegenheit bringen. Das alte Edict ist kein Edict mehr, und wenn es von dem göttlichen Trajan im Geiste seiner Zeit abgefaßt war, so ist eben unsere Zeit eine andere geworden!"

„Das ist leider wahr," sagte der Kaiser, „und zwar eine schlechtere. Indessen ich will wirklich . . ."

Hier trat der Redende aus dem Laubgang und prallte heftig gegen Sertorius an, der grade mit einer besonders kühnen Schwenkung sich der einen Seite des Weges stark genähert hatte.

„Was ist denn das?" rief der Kaiser erschreckt.

„Ein Beweis, daß Du diesen Weg nicht allem Gesindel zur Nachtzeit offen stehen lassen sollst," sagte Fronto, indem er auf seinem Stock heranhumpelte. „Längst ist es bekannt, daß trunkene Sclaven und Dirnen in den Gärten Deiner Villa nächtigen. Willst Du wohl zurücktreten, Du unverschämter Kerl!"

Sertorius sah den alten Redner im Mondschein vor sich stehen und dachte plötzlich an einiges, was er beim Gastmahl vernommen hatte.

„Was, der alte Simon will frech werden? Du — wart' — bettel' Du mich noch einmal an! Bist wohl auch unter die Christianer gegangen und brauchst nichts mehr zu thun als freche Reden zu führen?"

Fronto hob zornig seinen Stock, der Kaiser aber ergriff ihn beim Aermel und zog ihn weg.

„Komm' doch, der arme Mensch ist ja betrunken."

Und während er mit seinem vor Wuth zitternden Lehrer in den Laubgang zurückschritt, sagte er mit seiner sanften Stimme in sinnendem Tone:

„Es war mir interessant, die Aeußerung des gemeinen Mannes aus dem Volke zu hören. Wenn man allerdings schon so spricht, wenn der Christianername ein Schimpfwort ist, das trunkene Landstreicher einander zurufen, so dürfte es an der Zeit sein, dem allgemeinen Unwillen des Volkes Gehör zu geben."

Und Beide verschwanden redend im Dunkel des Gartens.

Sertorius aber setzte seine Wanderung fort.

„Seltsam," dachte er, „mit was für Kerlen sich der alte Bettelhund jetzt Nachts auf der Landstraße herumtreibt!"

Damit nickte er wieder im Gehen ein.

Ein Stoß gegen einen Pfeiler des Thors, das aus der kaiserlichen Villa herausführte, weckte ihn ziemlich unsanft aus seinen Falernerträumen auf.

Die größere Straße bog hier nach links um und führte zwischen der Besitzung der Fabier und dem

kaiserlichen Landgut durch zur breiten Fahrstraße hinab.

Rechts lief ein schmaler Weg gerade auf den See an.

Der Mond stand hinter Bäumen, und es war stockfinster. Dazu ein Nebel, der jeden Ausblick auf den See unmöglich machte.

Der zunächst gelegene Theil der Villa des Paulus bestand aus einem schmalen Weinberg, der zwischen den Gärten stehen geblieben war, weil er besonders köstliche Stöcke trug. Eine niedrige Mauer schloß ihn gegen den Fahrweg aus der kaiserlichen Villa ab und lief von der Biegung desselben aus bis zum See hinunter. Dicht hinter der Mauer standen ein Paar große Oelbäume und senkten ihre buschigen Zweige mit dem silbergrauen Laub herüber, das im Mondlicht hell schimmerte, während Weg und Mauer ganz düster dalagen.

Sertorius mochte bei Nacht nie an dieser Stelle gewesen sein, oder er hatte überhaupt den Unterschied von rechts und links vergessen, — kurz, anstatt, um auf die Landstraße zu kommen, den Fahrweg nach links weiter zu verfolgen, bog er in den Fußpfad zur rechten ein, der bedenklich schnell abwärts und an den See führte.

Sertorius wußte nun gar nicht wo er war.

Der Platz war finster, dicht unter ihm plätscherten die Wogen, auf dem See lagen schwere Nebelmassen, durch die ein dumpfes Rauschen wie von einem emsig rudernden Fahrzeug herüberkam.

„Es sieht hier aus wie am Styx,“ murmelte Ser-

torius, „ich bin verhext oder habe mehr Wein getrunken, als ich weiß. Wenn das der See von Alba ist, so weiß ich nicht wie er mir vorkommt. Und wenn es unser See nicht ist, dann geht alles zu Grund. Bin ich vielleicht in Gedanken über die Berge bis an den See der Diana gegangen?“

Wirklich hörte er in diesem Augenblick einen entfernten Gesang, der einförmig das Murmeln der Uferwellen übertönte und offenbar aus dem unbekannten Land hinter der Mauer kam.

„Es sind die Priester der Diana, die singen! Heilige Diana vom See, — schütze mich, ich bin in ganz verkehrter Richtung gegangen. Ich werde bei den Priestern nächtigen müssen, — — man wird es ausplaudern — — o, da soll doch der Höllenhund . . .!“

In diesem Moment erscholl der Gesang kräftiger, eisiger Hauch wehte aus dem See und schüttelte die Zweige, daß der kalte Morgenthau herabsprühte.

„Es ist unheimlich hier,“ murmelte Sertorius. „Schütze mich, Diana im Hain, — ich gelobe Dir . . .“

Er wollte den abschüssigen Pfad wieder hinaufklettern, glitt aber auf dem nassen Lehm aus und rutschte über ein Paar Stufen bis dicht an's Wasser.

Ein zweiter Versuch hatte denselben Erfolg. Lose Steine kollerten voraus und platschten in die Fluth.

Und immer derselbe seltsame Gesang, bald voller Chor, bald tiefe Einzelstimmen.

Dazwischen tönte es wie laute Rede.

„Verhext, verhext!" jammerte Sertorius, den der Frost des kalten Morgens eisig durchschüttelte.

Neben ihm glitt eine große Schlange ins Wasser, er fuhr entsetzt auf.

Er blickte an der Mauer empor. Große, knorrige Aeste eines riesigen Oelbaums griffen fast über den ganzen Weg, die Mauer war geborsten und schadhaft, mancher unberufene Gast mochte hier schon in den fremden Weinberg geklettert sein.

Als Sertorius die Ecke, die vom Wasser schon fast bespült wurde, ins Auge faßte, erblickte er plötzlich einen Nachen, dessen Seil um einen vorspringenden Stein der Mauer geschlungen war. Und als der Beobachter sich mühsam haltend auf den glatten Steinen des schmalen Ufersaums vor der Mauer um die Ecke bog, gewahrte er grade vor dem Nachen eine nur angelehnte Thür in der Mauer, durch die offenbar die Besitzer des Nachens in die Villa gelangt waren. Es lagen übrigens weiter unten noch eine ganze Reihe ähnlicher Nachen.

Die Thür gab dem leisesten Druck nach, und der terrassenförmig ansteigende Weinberg lag jetzt im hellen Mondschimmer vor Sertorius Blicken.

„Den Weg wies mir die Göttin!" knurrte er und kletterte rutschend und gleitend zwischen den Rebenanpflanzungen aufwärts.

Ein großer Schaft, an dem Reben aufgebunden

wurden, kam ihm in die Hand, er riß ihn los und benutzte ihn als Stab bei seiner beschwerlichen Wanderung.

Noch immer tönte der geheimnißvolle Gesang, er kam jetzt mehr von oben.

Aus dem Nebel stiegen dunkle Wipfel auf.

„Das ist also der Hain der Diana! Schütze mich, Göttin mit dem Bogen, Pfeilsenderin, Jungfräuliche, schütze mich, schütze mich, schütze mich!"

Und er bog dichtes Lorbeergebüsch zurück und trat auf mondscheindurchflimmertem Pfad in den Garten ein, den Paulus gestern Morgen durchschritten hatte.

Auf rundem Platz, von dem Buchshecken strahlenförmig ausliefen, stand eine Marmorbank.

Tief aufathmend ließ sich Sertorius darauf nieder, um einen Augenblick zu rasten.

Im Osten dämmerte der Tag über den Wipfeln der Cypressen.

Fernher summte und tönte bald laut, bald leise der räthselhafte Gesang.

Der Mond war hinter Wolken.

Durch den Lorbeer, durch die dichten Haine und Laubgänge ging ein dumpfes Brausen.

Schauer des nahenden Morgens durchbebten den dicken Sertorius.

„Heilige Diana!" murmelte er unablässig.

Sein Blick irrte unstät durch das Dunkel.

Da trat der Mond hinter den Wolken plötzlich und hell hervor.

Die Zweige glühten, flackerten auf und schimmerten seltsam, der Bank grade gegenüber erhob sich eine weiße, sonderbare Gestalt aus dem schwarzen Gebüsch.

„Schütze mich!" murmelte Sertorius.

Es war eine Statue, aber der wechselnde Schimmer des Mondlichts und Sertorius Stimmung, die der ferne Gesang immer erregter machte, gaben ihr Leben.

Da stand er, ein fröhlicher Satyr, die rundlichen Beinchen übereinander geschlagen, die Hirtenflöte an den aufgeworfenen Lippen. Auf der Stirn eine kecke Falte, als mache das Musiciren den aufgeblasenen Bäckchen furchtbare Mühe und als habe der kecke Geist hinter den schelmischen Augen doch geheime Absichten bei dem Spiel, etwa auf eine schöne Nymphe am Springbrunnen, der dort glitzernd zwischen den Platanen aufstieg.

Und im Mondlicht wackelten die spitzen Ohren, der runde Leib hob und senkte sich, die Finger liefen an der Flöte hin.

Kein Zweifel, auch der leise Gesang kam von dem kleinen Unhold.

„Diana sei uns gnädig!" seufzte Sertorius mit starrem Blick, „Pan sei uns gnädig!"

Und er sah zur Seite, damit der böse Waldgott verschwinden sollte.

Wohin er aber jetzt schaute, leuchtete der runde Mond in die Heckengänge, und überall tanzten bocks-

beinige Pangestalten, eilten geschwänzte Satyrn hinter weißen, lockern, unbekleideten Nymphen her.

Dazu immerfort der Gesang.

Und nun — ganz nahe im Gebüsch — flüsternde Stimmen — dumpfes Rauschen — betäubender Blüthenduft, plätschernde Quellen und Springbrunnen.

Wohin Sertorius schaute, neue Wunder.

Entsetzt kehrte er zu seinem Platz zurück.

Da stand der gottlose kleine Faun noch immer und spielte und kicherte und rollte die kugelrunden Beinchen übereinander.

Sertorius konnte alles vertragen, blos nicht, daß ihn einer auslachte.

Und dieses Kerlchen lachte, lachte immer in sich hinein und verkniff die Stirn, als ob es weinen wollte, und man sah doch, es lachte, lachte immer zu. Und es war ganz so, als wenn es zwischen seinem Spiel immer riefe: „Was willst Du doch, Du dicker Sertorius, Du weinschwerer Sertorius, willst Du etwa als Silen unter die Waldgötter gehen, Du mit Deinem Kranz da, Du toller Zechbruder Sertorius, Du mit Deinem Stab, Du allweiser Sertorius, der nicht weiß, daß der Falerner den Geist löst, so daß er die Götter selbst erschaut, Du weiser, Du toller, Du lächerlicher Sertorius Du!"

Da wurde Sertorius plötzlich fuchswild, er faßte seinen großen Stab und schlug mit der langen Weinbergstange wüthend auf den tollen Satyr los.

Und einen Augenblick drehte sich dem wilden Gottesstreiter alles vor den Augen, die Welt erschien ihm roth wie Blut und als ein Meer von Rädern und Kreisen, — dann zeigte es sich klar: das Mittel half.

„Au," schrie der Waldgott vernehmlich und nochmals „Au," und die Glieder flogen ihm herunter wie Splitter.

„Au," seufzte der Lorbeer ringsum, und Blätter und Zweige flogen mit.

Und der helle Glanz auf dem versinkenden Götterbilde hörte auf, der ferne Gesang verstummte, und vor dem röthlichen Schein, der von Osten herüber glitt, verkrochen sich die Pane uud Satyrn im Grün und stellten sich wieder fest auf ihren Postamenten, die unverschämten Nymphen tauchten unter im Teich, nur der Springbrunnen stieg noch leise rauschend empor.

Und Sertorius fühlte rieselnden Schweiß auf der Stirn, der ihm wie kalte, kühlende Fluth durchs umnebelte Gehirn drang, er fühlte sich im Geiste heller und heller — — — und schlug und schlug, und mehr und mehr wich der lachende Waldgott vor ihm zurück. Die Flöte war fort, die lächelnden Lippen, die runden Backen sanken ein, nur die weinerliche Stirnfalte stand noch da.

„Ja, weine nur, weine!" schrie Sertorius und schlug, daß das Holz splitterte.

Da packten ihn feste Arme von hinten und er versank aus der Welt der Götter, mit der er sieghaft

gerungen, plötzlich in die Profanwelt hinunter, als die rauhen Worte an sein ernüchtertes Ohr schlugen: „Ei da soll doch Jupiter helfen, — schlägt der Kerl den marmornen Satyr in Stücke!“

*
* *

Wir müssen hier zurückgreifen bis etwa zu dem Augenblick, wo Sertorius die geheime Pforte des Weinbergs entdeckte.

Noch lag stiller Frieden über dem Garten, nur der ferne Gesang hallte einförmig herüber.

Da traten auf den Aussichtspunct mit der Marmorbank zwei bekannte Gestalten, der freundliche Arzt und der dicke Vorleser.

Heraclitus trug eine metallene Tafel mit eingeritzten Sternbildern und eine Rolle, Zosimus eine hohle Röhre zum Fixiren eines einzelnen Gestirns.

„Der Morgen ist günstig,“ sagte der sternkundige Arzt, „kurz vor dem Augenblick, wo der erste helle Streifen des Tages graut, wird der Komet über dem Horizont sichtbar, doch ist der Mondschein noch sehr hinderlich.“

„Wenn nur dieser unverschämte Singsang in der kaiserlichen Villa aufhörte, er stört mich in jeder stillen Betrachtung.“

Der Arzt neigte eine Minute lang das Ohr lauschend zur Seite, dann sagte er ruhig: „Ich glaube nicht, daß die Töne aus der Villa dort drüben kommen, der

Gesang tönt hier aus unserm eigenen Herrenhause oder aus allernächster Nachbarschaft."

„Das lohnte doch Nachforschungen," sagte Zosimus und wandte sich nach der Richtung hin, die der Arzt wies.

„Aber nicht jetzt. Denn die Stunde drängt."

„Gut. Aber die Sache wird nicht vergessen. Man wird mißtrauisch in unsern Tagen. Verschwörungen gegen den Staat und gegen die Philosophie liegen überall in der Luft. Und gar die Christianer sind an allen Ecken und Enden. Mir ist immer, wenn ich in Rom bin, als sehe ich gottlose Schwärmer mit Pechkränzen, wie zu den Zeiten des Kaisers Neron. Ich wittere auch hier auf der Villa keinen guten Geist, was ich schon gesehen und gehört habe, deutet wenigstens auf einzelne . . ."

„Richte das Rohr, Zosimus, der Mond tritt hinter Wolken. Ein matter Schimmer des Gestirns wird sichtbar."

„Der Moment stimmt mich weihevoll!" sagte der Grieche pathetisch.

„Mir erscheint die Natur immer einfach. Viele Mittel helfen, das einfachste ist das beste. Und wenn Du bedenkst, was dieses kleine Himmelslicht, dieser schwache feurige Dunst, der auftaucht und spurlos wieder verschwindet, oft für großes Unheil auf Erden geschaffen hat . . ."

„Freilich der weise Seneca . . ."

„Ich weiß, er hat besondere Ansichten von den

Kometen und meint, es seien große Weltkörper wie die Planeten, die in festen Bahnen liefen. Wer will die Wahrheit entscheiden! Uns Aerzte lehrt die Medicin vielen recht geben und auf weniges ganz sicher bauen. Doch da ist der Mond wieder."

„Ich höre ein Geräusch, sollte der Wagen des Paulus schon zurückkommen?"

„Schwerlich, die Gastmähler des Terentius dauern bis in den Tag, — — und Nachmittags werde ich dann geholt."

„O über die Unmäßigkeit der Menschen!"

Der Arzt maß den dicken Sprecher mit ruhig prüfendem Blick.

„Jeder sucht zu leben, wie er kann. Die Gottheit, die das Leben giebt, fällt das Urtheil. Ihr härtestes ist der Tod mitten im Genuß. Jedenfalls — — — doch was ist das? Hörst Du die Schläge? Sollten die — — aber der Lärm wird ja unerhört, laß uns dem Schall nachgehen. Der Morgen graut ohnehin, die Beobachtung ist zu Ende für heute."

Am Ausgang des nächsten Heckengangs bot sich den Beiden das Schauspiel dar, in welches Zosimus sofort mit den oben wiedergegebenen Worten eingriff.

„Laß mich los!" rief Sertorius grimmig und schwenkte seine Stange.

„Ich soll Dich los lassen, Du versoffener Nachtschwärmer, der hier in anständiger Leute Villa läuft und kostbare Statuen zerschlägt? Auf der Stelle, wie heißt Du?"

„Wer giebt Dir ein Recht zu fragen?" fuhr Sertorius auf, der jetzt ziemlich nüchtern, aber zugleich immer wüthender wurde. „Steht der Hain der Diana nicht Jedem offen?"

„Der Hain der Diana? Heraclitus, was will der trunkene Mensch? Hat man je so etwas gehört? Mensch, Du gehst mit — — vor den Procurator.

Sertorius maß seinen dicken Gegner verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Arzt verbiß mühsam ein Lächeln, wie die beiden Kämpen sich so zornig gegenüberstanden.

„Ich heiße Sertorius."

„Heiß' Du Sertorius oder Hyacinthus oder Bibulus, — ich sage Dir, thu' die Stange weg und geh' vor uns her ins Haus oder . . ."

„Ruft mir den Oberpriester."

„Den Oberpriester? Des Bacchus wohl! Ist der Kerl auf einem Weinstock gewachsen? Was redet er vom Oberpriester, Heraclitus?"

„Freund," sagte der Arzt lächelnd. „Weißt Du nicht, wo Du Dich befindest?"

„Ich habe hier auf keine anzüglichen Fragen zu antworten, ich bin Quintus Sertorius Macer, römischer Ritter, und ich frage, was will man?"

Zosimus wollte hitzig losfahren, aber der Arzt hielt ihn beim Arm fest.

„Beim Bart des Hippocrates, sieh Dich vor, Zosimus, das ist ja der Herr aus der Villa vom Berg.

Ich bitte Dich, Sertorius, wie kommst Du hierher — zu dieser Stunde?"

„Glaub' ihm doch nicht!" rief Zosimus. „Jeder Lump von der Landstraße kann sich Sertorius nennen! Aber ich weiß, was Du wolltest, Du schlechter Kerl, — den Waldgott hast Du zerschlagen, — wirst wohl auch einer von der neuen Sorte sein, die an keine Götter und keinen Herrn glauben!"

„Was?" schrie Sertorius und holte mit dem Schaft aus, wobei er beinah das Gleichgewicht nach hinten verloren hätte. „Warte, Du infamer Hund . . ."

Hier fuhr Heraclitus entsetzt herbei, um dem größten Unheil vorzubeugen, aber keine Götterhülfe hätte mehr eine trennende Argo zwischen diese Sympleganden gebracht. Wie die kämpfenden Berge, von denen Plinius erzählt, wie zwei Lawinen, die sich auf donnernder Bahn kreuzen, wie zwei Planeten, die dampfend ineinander fahren, so schmetterte der dicke Sertorius auf den dickeren Zosimus. Aber Sertorius hatte einen Hebebaum als Waffe, Zosimus bloß einen Schreibgriffel wie der sterbende Cäsar in der Hand, und kaum fiel die Weinbergstange mit mächtigem Schwirren und dröhnendem Fall auf die runde Schulter des Freigelassenen, als dieser unter unbändigem Geschrei, das rasch in ein schweineartiges Gequik überging und mit völligem Bankerott der Stimme endigte, platt auf den Boden fiel.

Sertorius aber rannte in seiner Hitze blindlings

vorwärts, stolperte über seine eigene Stange und fiel unter großem Aufwirbeln des Staubes und mit beiden Armen fechtend vornüber ebenfalls in den Sand.

Bei diesem Anblick, der eben so schrecklich wie lächerlich war, erhob der Arzt seine Stimme und rief laut in den stillen Garten hinein: „Hülfe, zu Hülfe, Mord und Todtschlag, — — Sclaven herbei, Hülfe, zu Hülfe!“

Sei es nun, daß die Villa des Paulus in dieser Nacht wirklich verhext war, wie Sertorius meinte, oder mochte ein geheimnißvoller Grund vorhanden sein, der die Leute der Villa in der Nähe gehalten hatte, — kurz, der schreckhafte Hülferuf war kaum in den dunklen Laubhallen verklungen, als allenthalben Stimmen laut wurden, eilende Schritte sich näherten und eine große Menge Menschen mit glühenden Fackeln aus der Gegend des Herrenhauses her die verschlungenen Pfade des Parks herabkam.

Aber ehe noch irgend jemand den Schauplatz des Kampfes gefunden und erreicht hatte, eilte die flinke Gestalt eines jungen, weißgekleideten Mädchens aus einem schmalen, versteckten Wege heraus, lief, ohne auf die andern Männer zu achten, auf den Gefallenen zu und suchte diesem Hülfe zu leisten. Sertorius war noch so in Zorn und Rausch befangen, daß er das Mädchen kaum gewahrte; er richtete sich mühsam auf und schaute wüthend nach neuen Gegnern um.

Der Arzt aber, der einen Moment sprachlos und

thatlos dagestanden hatte, als die Komik so plötzlich in Tragik umgeschlagen war, bemerkte mit Erstaunen und Wohlgefallen, wie das schöne Kind, ohne sich um jemand zu bekümmern, das Gewand des Verwundeten über der Schulter zu lösen und die rinnenden Blutstropfen mit einem Zipfel seines lichten Kleides zu hemmen suchte.

Hierdurch an seine eigene Pflicht erinnert, sprang er hülfsbereit hinzu und sagte: „Laß mich helfen, Julia, ich kann es besser.“

Und er kniete neben dem regungslos daliegenden Zosimus nieder, riß ein Stück von dem Mantel des Gelehrten ab und versuchte es um die heftig blutende Wunde zu wickeln. Das Mädchen ging ihm dabei hülfreich zur Hand.

„Wasser, Julia!“

Das Mädchen schöpfte mit der hohlen Hand aus dem Bassin des Springbrunnens. Dabei murmelte es beständig leise Heilsprüche.

Als der Arzt sich dicht neben ihm über den Verwundeten beugte, hörte er die Worte: „Jesus Christus — — in Deiner Hand — — Du schließest die Wunden — — Du kannst — — verzeihe ihnen.“

„Was murmelst Du, Julia?“

„Laß mich.“

„Du bist ein braves Mädchen. Wo hörtest Du mich?“

„Ich war in der Nähe bei den Brüdern.“

„Nun zieh' das Band unter dem Arm durch. Die Wunde ist nicht gefährlich."

„Jesus Christus, schütze den Mann."

„Der wird ihn nicht schützen, denn er glaubt nicht an ihn."

„Er ist es, der gesagt hat: die Wunden deiner Feinde . . ."

In diesem Augenblick erhellte rother Fackelglanz den Platz.

Männer, Frauen, Kinder drängten heran. An der Spitze ein ehrwürdiger Greis mit langem Bart. Ein jüngerer Mann führte ihn, sein Blick fiel auf die Gruppe um den Verwundeten, dann auf Sertorius, der jetzt aufrecht an seine Stange gelehnt dastand und Alles verwirrt und mißtrauisch betrachtete.

Der Alte schien dem ganzen einen besonderen Sinn beizulegen.

Während noch verschiedene Frauen, theils Fremde, theils Sclavinnen aus der Villa, und Mädchen bei dem Gefallenen niederknieten und sich dem Arzt zur Hülfe erboten, erhob der Greis seine Stimme gegen Sertorius.

„Muß denn," rief er laut, „auch der heiligste Dienst in Unfrieden und Gottlosigkeit enden, — ist es nicht genug, daß Ihr ewig wider des Herrn Gebote handelt, — müßt Ihr die Gemeinde auch noch in Verruf bringen in dieser Zeit der Trübsal, da doch geschrieben steht: Du sollst nicht tödten?"

Sertorius wußte nicht, was er aus dieser ganzen Rede und der Gruppe machen sollte. Woher diese weißgekleideten Mädchen, diese Männer im Festgewand, die doch Sclaven schienen dem Aeußern nach? Woher die Feierlichkeit des Ganzen, diese geheimnißvolle Ruhe, mit der alles sich bewegte?

War der Alte der Oberpriester der Diana?

Das Räthsel sollte sich rasch lösen.

Eine lebhafte Bewegung ging durch den dichten Kreis, plötzlich erschien der Procurator der Villa, Priscus.

Auch er war in festlichem Kleide und gehörte offenbar zu der Gesellschaft, aber er war roth um die Stirn und redete heftig:

„Ist denn die Verblendung des bösen Feindes über Euch gekommen, daß Ihr Euch hier zusammenschaart und einen Aufruhr bereitet, der uns noch alle verdirbt? Fort, — über den ganzen See sieht man ja die Fackeln, der Herr der Villa kann jeden Augenblick kommen, der Tag bricht an, — — und Ihr steht hier noch und redet . . .“

Hier fiel sein Blick auf die Gruppe in der Mitte. Er sah den Arzt heftig mit der Hand winken, sah, wie der Verwundete die Augen aufschlug und verwundert um sich schaute, und sah jetzt plötzlich auch Sertorius im Hintergrund stehen, der alle mit großen, zornigen Augen anstarrte.

„Jesus Christus sei uns gnädig!“ murmelte Priscus leise, dann rief er laut: „Brüder, die Fackeln

herunter, löscht die Lichter — fort, fort — es ist die äußerste Zeit!"

Einige folgten dem Befehl, bei andern erhob sich Widerspruch. Der ganze Platz hatte sich allmählig mit Menschen gefüllt.

„Du sollst das Kreuz nicht verleugnen!" hörte man die Stimme des Alten.

„Er hat recht."

„Des weisen Timotheus Stimme ist Gottes Stimme."

„Fort mit Priscus, der weltliche Rettung bedenkt."

Da trat der Procurator vor und sagte kurz und befehlend: „Ueber die Fremden habe ich keine Macht. Aber die Sclaven dieser Villa entfernen sich, ich befehle es im Namen des Herrn dieses Hauses, Paulus!"

Ungefähr die Hälfte der Sclaven und Mädchen, die im Kreise standen, entfernte sich langsam. Von den Uebrigen führten einige trotzige Widerrede.

„Hört Ihr's," sagte eine freche Stimme im Kreis, „auf den weltlichen Herrn, den Heiden, den Sohn des Gott verhaßten Geschlechts der Fabier, beruft er sich!"

„Schweige, Festus!" donnerte der Procurator.

Indem wurde es zusehends heller, der ganze Himmel färbte sich mit glühendem Morgenroth.

Nun mochte doch Manchen das Gefühl beschleichen, es sei allerhöchste Zeit zu gehen.

Der Alte erhob wieder seine Stimme: „Es ist gut, Bruder Priscus, daß Du zur Vorsicht mahnst, — aber wir kamen, um blutiges Werk zu enden . . ."

„Es ist zu Ende," knirschte der Procurator, mit dem Fuß aufstampfend, „dem Verwundeten hilft der Arzt, Julia mag bei ihm bleiben, das ist genug. Aber seht Ihr denn nicht, daß der Mann, der da liegt, Zosimus ist, der uns Alle verrathen wird, seht Ihr denn nicht in Eurer Verblendung, wer uns dort zusieht, — — wenn wir hier beisammen betroffen werden, dann Gnade uns . . ."

„Gnade ist bei Gott!" hieß es von verschiedenen Seiten. „Wir fürchten Deinen irdischen Herrn und seine Häscher nicht!"

„So fürchtet Gott, den Ihr nicht versuchen sollt, — — denn wenn Paulus in diesem Augenblick käme, so . . ."

„Da ist das Unglück," fügte er mit abbrechender Stimme hinzu, denn mitten im Wort begegneten seine Blicke dem ernsten, befremdet dreinschauenden Auge des Paulus, der jetzt aus dem dunklen Schatten eines Lorbeerbuschs langsam ins helle Licht der Fackel und des dämmernden Tages heraustrat.

Einen Augenblick sank lähmende Stille über den ganzen Kreis.

Man konnte am Krachen des Gebüschs hören, daß einzelne Zuschauer sich still entfernten.

Aber eine der keckſten Stimmen von vorhin brach das Stillschweigen durch den lauten Ruf: „Jesus Christus über Dir, Bruder Paulus, die Christianergemeinde vom Albaner See begrüßt Dich in ihrer Mitte!"

„Jetzt ist Alles vorbei," murmelte Priscus tonlos und trat schweigend unter die nächste Gruppe.

Paulus hatte den Sprecher eben hart ins Auge gefaßt und sagte jetzt mit Ruhe, da Zorn und Verwunderung über das seltsame Schauspiel sich in seiner Stimmung noch die Wage hielten:

„Ich erwidere Deinen Gruß und freue mich, daß man mich eines solchen noch für werth hält auf — meiner Villa, — es scheint, daß ich hier zwischen Abend und Morgen überflüssig bin. Wer ist zugegen von meinem Gesinde?"

Priscus trat rasch vor.

„Niemand ist hier, Herr, — — als ich — und Julia, meine Tochter, die dort dem Verwundeten Hülfe leistet. Was hier geschehen, fällt auf mein Haupt, die Uebrigen sind Fremde."

In dieser offenen Rede lag etwas, was Paulus angenehm berührte, doch sagte er streng:

„Wer ist der Verwundete?"

„Zosimus, der Vorleser."

„Und wer von Euch hat ihn niedergeschlagen?"

Priscus deutete mit leichtem Augenzucken auf Sertorius, der weit im Hintergrund stehend bisher von Paulus übersehen worden war.

Als der Herr der Villa verwundert in das verstörte und von Rausch und Leidenschaft entstellte Gesicht seines Zechgenossen schaute, konnte er sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Freund Sertorius,“ sagte er, „gehörst Du auch unter die Christianer?“

„Paulus,“ erwiderte der Angeredete mit tonloser Stimme, während alles sonst schwieg, der Kreis der Fremden sich aber beständig mehr lichtete, „ein böser Geist hat mich diese Nacht geritten. Entweder ich bin nicht bei Verstand oder ich träume, wenn ich aber auf Deiner Villa bin, so sehe ich bei Dir Dinge, die ich noch nie erlebt habe.“

In diesem Augenblick erhob sich der Arzt, der mit Priscus einen verständnißvollen Blick ausgetauscht hatte, und sagte: „Paulus, ich will Dich über Alles aufklären, aber forsche in diesem Moment nicht weiter!“

Paulus sah den Redner mißtrauisch an, dann blickte er prüfend in die Runde. Als er aber den Greis mit dem ehrwürdigen Antlitz sah, der unsicher herumschaute und leise zu seinen Begleitern sprach, machte er eine grüßende Handbewegung und sagte: „Geht nach Hause, Leute, und merkt Euch, daß diese Villa jetzt einen Herrn hat, was Ihr noch nicht zu wissen scheint. Versammlungen auf meinem Grund und Boden verbiete ich hiermit ausdrücklich, sagt es auch Euren Bekannten, — wer zuwider handelt, verfällt dem Gesetz. Du, Heraclitus, läßt den Kranken ins Haus schaffen. „Priscus,“ hier sah er den Procurator durchdringend an, „erwarte ich in zwei Stunden im Gartenhaus, bis dahin kann er sich überlegen, was er seinem Herrn zu sagen hat. Du aber, theurer Sertorius, gieb mir Deinen Arm und

komm' mit, denn Dir thun ein Schluck Wasser und ein aufklärendes Wort, wie es scheint, noch mehr noth, als dort den Leuten die Besserung."

Damit griff er dem dicken Freund unter den Arm und schritt mit ihm hinweg.

Am Eingang in den Laubgang kehrte er sich noch einmal um.

Priscus und der Arzt hoben grade den schweren Patienten vom Boden auf.

Neben ihnen stand das junge Mädchen und schaute besorgt zu. Das weiße Gewand war mit dem Blute des Verwundeten befleckt, die reinen bleichen Züge und das dunkle Haar stachen seltsam dagegen ab.

„Zum zweiten Mal!" dachte Paulus. „Und noch schöner!"

Da ging die Sonne voll und strahlend über den Bergen auf, — — was immer zwischen Mitternacht und Morgenroth sich abgespielt hatte an heitern und ernsten Scenen, — es war zu Ende.

Fünftes Capitel.

Die blonde Chloë von Tusculum.

„Und nun, trefflicher Sertorius," sagte Paulus, als Beide endlich bei einem friedlichen Morgentrunk im Speisezimmer des Gartenhauses saßen, „nun sei mir herzlich willkommen als Gast auf meiner Villa, wenn Du auch auf eine sehr sonderbare Weise hereingerathen zu sein scheinst."

„Göttlicher Paulus," begann Sertorius, ihn umarmend, wobei der Tisch in Gefahr kam. „Die schrecklichste Nacht meines Lebens ist vorüber! Du bist der Pharus, der mir jetzt endlich zum stillen Hafen leuchtet. Laß Dir erzählen, was ich ausgestanden, aber leihe mir den Griffel des Tacitus dazu, — denn es ist schrecklicher als der ganze Bürgerkrieg unter Vitellius. Ich brach vom Gastmahl auf . . ."

„ — — Und da verirrtest Du Dich!"

„Getroffen, weiser Paulus, getroffen, als hätte es Teiresias geweissagt. Ich verirrte mich . . ."

„— — Denn Du warst stark be . . .“. „Nichts, nichts, Paulus, wie kannst Du glauben — von dem leichten Wein! Aber, wie gesagt, ich verirrte mich . . .“

„Und?“

„In der kaiserlichen Villa traf ich auf den alten Kimon . . .“

„Das ist ein alter Bettler?“

„Richtig. Als ich in Deine Villa kam, äffte mich ein Waldgott . . .“

„Ich habe bisher noch keinen dieser angenehmen Herrn hier bemerkt, außer denen von Marmor im Garten.“

Sertorius blinzelte mit den Augen.

„Weißt Du, Paulus, sollte es ein solcher gewesen sein, mit dem ich kämpfte, so will ich Dir einen aus meiner Sammlung zum Ersatz schenken, ich besitze den alten Silvanus . . .“

„Beraube Dich doch nicht.“

„Doch, doch, ich werde ihn herüberschicken. Endlich habe ich einen unverschämten Kerl abgeprügelt.“

„Nun,“ sagte Paulus und wog die Weinbergstange in der Hand, die Sertorius mit hereingebracht hatte. „Die Waffe war etwas zu gut, und Du hast dem Manne vielleicht mehr mitgegeben, als Du wolltest. Es ist ein Freigelassener meines Hauses . . .“

„Dann thut es mir leid. Was meinst Du, was ich thun soll?“

„Ich werde die Sache schon in Ordnung bringen.“

„Du nimmst mir Ossa- und Pelionlasten von der Brust, theuerster Paulus. Wir wollen immer gute Freunde sein.“

„Das versteht sich. Und nun eine Frage, Sertorius.“

„Frage so viel wie Krösus, und ich will antworten wie das delphische Orakel.“

„Was meinst Du dazu, daß mein Procurator es mit den Christianern hält?“

„Das erfordert Ueberlegung. Wir wollen die Albanerfreunde versammeln.“

„Nein, ich will mir die Sache allein ansehen. Sind die Geschichten wirklich wahr, die Ihr gestern Abend von den Christianern erzählt habt?“

„Unumstößlich. Und noch eins: Der Kaiser wird von allen Seiten bestürmt, es ist etwas Großes im Gange, es giebt ein ordentliches Gesetz gegen die Christianer. Dann mußt Du sofort einschreiten. Einstweilen mach', daß Du den einzelnen Mann los wirst und beaufsichtige die andern Sclaven streng.“

„Was gibt es jetzt für einen Rechtsweg gegen die tollen Menschen? Anzeige, nicht wahr?“

„Directe nicht. Du mußt einen Gerichtsdiener in's Haus nehmen und in seinem Beisein eine Versammlung aufheben.“

„Gut, und was steht auf der Ueberführung für eine Strafe?“

„Verbannung in die Bergwerke, der Tod durch's Schwert oder am Kreuz . . .“

„Und das Alles also hauptsächlich wegen der unsittlichen Gastmähler und Menschenopfer?“

„Nein, diese sind nur Nebensache, ich glaube nicht, daß die Leute jemals dabei betroffen worden sind.“

„Und was ist demnach ihr eigentliches Verbrechen?“

„Nun, daß sie Christianer sind.“

„Wie so? Wenn sie nun Isisdiener hießen? Was liegt am Namen?“

„Der Namen machts, denn in ihm liegt enthalten, daß sie dem Kaiser nicht opfern, die Staatsreligion verspotten, überhaupt an keinen Gott glauben, keine Obrigkeit anerkennen, die Stadt anzünden wollen, die Diebe und Mörder Brüder heißen, endlich Lügen von einem Manne von Nazareth erzählen, der als Aufwiegler der Juden gegen unsern Kaiser rechtlich hingerichtet worden ist.“

„Das sind allerdings schwere Anklagen. Und wie ist ihre ganze Lehre im Einzelnen?“

„Darüber weiß ich nichts, ich kenne nur das Historische davon und das hab' ich ja gestern bei Tisch schon erzählt.“

„Ich bin Dir sehr dankbar, Sertorius, für Deine Mittheilungen. Du mußt wissen, alle die Sachen sind mir völlig fremd, da ich mich nie darum bekümmert habe. Aber ich sehe, als Herr einer Villa in unsern Tagen muß man auch zu diesen obscuren Dingen Stellung nehmen. Ich sehe Dir übrigens an, Du bist todtmüde, ich will . . .“

„Bei der Diana vom See, meine Fulvia wird in

Sorge sein, — es ist heller Tag, — mein Wagen wird leer zurückkommen . . ."

„Ich schicke sofort einen Sclaven hin. Ruhe Dich erst etwas aus. Hier — —" damit öffnete er die Thür ins Schlafgemach, „— — wohne ich selbst. Wenn Du damit vorlieb nehmen willst . . ."

„Das ist ja das Schlafgemach Deines Ahnherrn! Es gehen doch keine Geister darin um, Paulus?"

„Ich weiß nicht — nein, ich denke nicht. Warum auch?"

Sertorius gab keine Antwort und ging hinein.

„Aber Du, Paulus bedarfst selbst der Ruhe. Ich sehe nur ein Bett . . ."

„Es wäre ein zweites hier daneben! Aber ich habe noch ein Geschäft, ich muß mit meinem Procurator reden."

„Das ist wahr. Aber weck' mich, so wie Du etwas brauchst. Und noch eins, Paulus: Du bist jung, — laß Dir rathen: sei streng gegen die Sclaven. Sie werden übermüthig in unsern Tagen. Nimm Dir immer ein Exempel an der Vorzeit!"

Damit schloß er die Thür hinter sich.

Paulus schickte den dienstthuenden Knaben mit einigen Aufträgen fort, er selbst warf sich auf sein Ruhebett und stützte das schwere Haupt auf die Hand.

Er war wirklich sehr müde, aber eine gewisse Aufregung über alles zuletzt Erlebte hielt ihn noch wach. Auch überlegte er, was er dem Procurator sagen wollte.

„Der Mann scheint mir nicht ganz verloren zu

sein. Er ist nur in schlechte Gesellschaft gerathen. Freilich, es ist stark, — mit dem unschuldigen Kinde unter die Sorte von Menschen! Ich muß ihm ins Gewissen reden."

Damit schenkte er sich einen Becher voll und ergriff eine Rolle aus Seneca. Die Sonne schien warm herein, die müden Augen sanken ihm über der Lectüre zu, und als der Procurator eine Stunde später leise an die Thür pochte, mußte er zweimal klopfen, denn sein Herr schlief fest, das Haupt auf den Arm und den Arm auf die Rolle gestützt.

Als Paulus das ernste Gesicht des Sclaven sah, ermunterte er sich rasch und sagte:

„Rede, Priscus, und erkläre mir, was ich heute früh gesehen habe."

„Du hast, o Herr, eigentlich Alles gesehen, was zu sehen war. Wir sind Christianer und hielten eine Zusammenkunft vor Tages Anbruch."

„Wo?"

„In der Halle neben dem Herrenhause, wo Maximus fremde Blumen und Bäume pflegt."

„Und was war der Zweck der Versammlung?"

„Es waren Brüder aus Rom gekommen, die neue Schriften und Nachricht von fremden Gemeinden brachten."

„Habt Ihr so viele Anhänger?"

„Sie zählen sich nicht, das Wort Gottes geht durch die ganze Welt."

„So. Und Ihr habt besondere Schriften über Euere Lehre?“

„Gott hat sich uns selbst offenbart.“

Paulus fand in den ruhigen, maßvollen Antworten des älteren Mannes etwas, was dem Ton seines Verhörs von vorneherein viel von der Schärfe nahm, die er hatte hineinlegen wollen.

„Auch Frauen und Mädchen waren in der Versammlung?“ fragte er weiter, um auf einen brennenden Punct zu kommen.

„Allerdings, Herr, wir kennen keinen Unterschied des Alters und Geschlechts im Glauben.“

„Und wo nahmt Ihr das Kind her?“

„Welches Kind?“

„Nun, das Ihr geopfert habt.“

Priscus lächelte trüb.

„Du hast Dir die Märchen erzählen lassen, Herr, die bei unsern Feinden beliebt sind.“

Paulus wurde unmuthig.

„Spare Deine Reden,“ sagte er hart, „denn es ziemt dem Sclaven nicht, so über Ansichten seines Herrn zu urtheilen, die dieser aus dem Urtheil freier und wahrheitsliebender Männer entnommen hat.“

Priscus schwieg mit einer Ruhe, die Paulus nicht recht zu deuten wußte.

„Willst Du mir nicht antworten, Priscus?“

„Wenn mir ein Urtheil nicht ziemt, so mag ich immerhin zu jenen Anschuldigungen schweigen, sie lassen

mich kalt, denn wir hören sie immer wieder und werden sie wohl noch lange hören."

„Ich kann Dich zwingen, Priscus, mir die Wahrheit einzugestehen."

Ueber des Procurators ernste Züge glitt eine dunkle Röthe, seine Stirnadern schwollen an.

Paulus fühlte, wie sein eigener Zorn wuchs bei dem Anblick.

Aber wider Erwarten klang die Stimme des Sclaven ganz ruhig, als er sagte:

„Du bist der Herr und kannst über Deine Sclaven richten. Thu' nach Deinem Willen."

Paulus stockte das heftige Wort auf der Zunge, das er hatte sprechen wollen.

„Gut," sagte er, „es freut mich, daß Du das einsiehst. Du willst mir also nicht sagen, was Ihr in Euren Versammlungen treibt?"

„Davon war nicht die Rede. Alles will ich Dir sagen, blos kann ich Dir nicht erzählen, was Du eben andeutetest, weil es nichts mit uns zu schaffen hat."

„So sprich, was thut Ihr denn?"

„Wir kommen an bestimmten Tagen vor Morgengrauen zusammen, singen Lieder zum Lobe unseres Herrn Jesus Christus, beten und hören das Wort, wie es durch den Mund eines Bruders gepredigt wird. Auch halten wir Liebesmahle nach der Vorschrift unseres Meisters, bei denen mehr Sitte und Anstand herrscht, als bei irgend einem heidnischen Opfermahl. Wir sind

stille Leute, und weil wir mit niemand hadern, mit niemand Gemeinschaft haben wollen, glauben unsere Feinde, uns alle Schandthaten andichten zu können, die nur je bei den Schlimmsten von ihrer eigenen Sorte vorgekommen sein mögen."

„Und woher habt Ihr dies ganze sonderbare Wesen?"

„Von Gott."

„Persönlich?" fragte Paulus spöttisch.

„Durch seinen Sohn."

„Als den bezeichnet Ihr den Mann, der Jesus Christus genannt wird?"

„Ja."

„Und wie heißt die Frau Eures Gottes, von der er den Sohn hat?"

„Christus ist geboren durch ein irdisches Weib, Maria, aber gezeugt durch den göttlichen Geist."

„Das klingt sehr verwickelt. Ich meine, wir sind am Ende alle durch den göttlichen Geist gezeugt, da wir Theile der Gottheit sind. Aber das sind Spitzfindigkeiten der Philosophen, mit denen nicht viel geholfen ist. Was ist denn das eigentlich Neue und Beweisende an Eurer Lehre?"

„Eben das Evangelium von Gottes Sohn."

„Damit meint Ihr die Lehre des Christus?"

„Seine Lehre, sein Leben, seinen Tod am Kreuze..."

„Richtig, der Mann ist gekreuzigt worden. Als Gott?"

„Als Mensch."

„Nun, warum nicht als Gott? Wird doch Aphrodite bei Homer auch verwundet."

„Das sind Eure Heidengötter!"

„So, — und meint Ihr weisen Philosophen aus dem Sclavenzwinger denn, Euer menschlich auf Erden herumwandelnder Gott wäre eine feinere Erfindung, eine geistigere Auffassung, als die alten Götter Homers? Die Philosophie der Griechen, unsere ganze höhere Ansicht von der Gottheit und den Dämonen ist natürlich für Euch nicht in der Welt! Geht doch in die Schule bei unsern Weisen, unsern Lehrern, die sich nicht einbilden, selbst Gott zu sein, aber sicher mehr göttlichen Geist in sich haben, als Euer gekreuzigter Jude."

Und er warf verächtlich die Rolle auf den Tisch, die er noch in der Hand hielt.

„Da, lest erst nach, was Seneca, was Platon geschrieben, und dann kommt wieder, um uns zu bekehren!"

„Ich bin nicht gekommen," sagte Priscus sanft, „um Dich zu bekehren, Herr. Ich kann nicht mit Dir streiten, denn ich bin ein schlichter Mann und habe nichts von der Kraft der Rede in mir, die vielen unserer Brüder verliehen ist. Ich habe Dir meine Lehre nicht aufgedrängt, ich habe Dir nur geantwortet, wie der Sclave dem Herrn thut, wenn er gefragt wird."

„Ich meine, Ihr erkenntet keinen Unterschied mehr an zwischen Herren und Dienern?"

„Davon weiß ich nichts. Vor Gott sind alle Menschen

gleich, aber auf Erden sind Herren und Sclaven gewesen, so lange die Welt steht!“

Paulus zerknitterte unschlüssig die Rolle.

„Bist Du schon lange Christianer, Priscus?“

„Seit vielen Jahren.“

„Und Deine Familie auch?“

„Ich habe blos noch die eine Tochter, Julia. Sie ist es, so lange sie lebt.“

„Und nimmt das Mädchen auch an Euren Mahlen und Versammlungen theil?“

„Ja, — — weil ich es thue. Julia ist noch ein Kind, mein Beispiel hat sie geleitet. Willst Du strafen, — so strafe mich.“

Paulus blickte bei diesen etwas unsicher gesprochenen Worten auf.

„Priscus, wie lange bist Du auf dem Gute?“

„Ich bin hier geboren. Seit fünfzig Jahren.“

„Und willst Du immer bei dem leidigen Unsinn der Christianerlehre verharren?“

„Wenn Gott mich würdigt, — ja.“

„Und bekehrst Du auch andere Sclaven dazu?“

„Den Glauben giebt Gott,“ sagte der Procurator ausweichend, „das Wort ertönt für Alle.“

„Du wirst aber keine Versammlungen mehr auf meinem Boden abhalten lassen?“

„Wenn Du es verbietest, — nein.“

„Du wirst ferner jeden öffentlichen Anstoß vermeiden?“

„Ja, wie bisher.“

„Ich will Dir etwas sagen, Priscus. Du bist ein alter Diener meines Hauses. Mein Haus ist seit einem Jahrhundert bekannt durch seine Milde. Sclaven und Herren haben mehr eine einzige Familie in ihm gebildet, als daß eine strenge Scheidung von Macht und Gehorsam war. Ich bin nicht gesonnen, der Ueberlieferung meines Hauses zuwider zu handeln. Ich bin ein junger Mann und Du der Aeltere von uns Beiden. Aber ich bitte Dich, von Deinem Aberglauben abzulassen, ihn wenigstens vor Jedermanns Augen zu verbergen. Man hat mir zur Strenge gerathen. Aber ich will milde sein. Ich sehe in der Verwaltung der Villa keinen Grund zur Klage. Thu' Deine Pflicht, so will ich nach Deinem Glauben einstweilen nicht fragen. Aber vor Versammlungen hüte Dich! Ich will nicht, daß mein Haus in den Ruf kommt, eine Christianerherberge zu sein. Merk' Dir, daß ich Deinen Glauben verabscheue, daß ich nöthigen Falles rechtlich gegen jeden fremden Christianer einschreiten werde, den ich in meinem Hause finde. Und nun geh, Priscus. Ich hoffe nicht, wieder solchen lästigen Unfug zu erleben, wie heute Morgen."

Der Procurator dankte und ging.

Paulus sah ihm unmuthig nach.

Er war mit sich selbst uneins. Es kam ihm vor, als habe er zu milde, zu nachsichtig gehandelt.

Und doch, — das Wesen des ernsten Mannes war so ansprechend, so gehalten!

Es mochte doch mancherlei böswilliges Gerede bei jenen Erzählungen über die Christianer mit eingeflossen sein.

Die sittenlosen Liebesmahle — — und dieser Mann — — — und das schöne Mädchen!

Aber daneben bemächtigte sich des Sinnenden ein unschönes Gefühl der Erniedrigung vor seinem Sclaven.

„Ich bin der Herr," sagte er sich, „aber er hat gesprochen, als sei er meinesgleichen."

In diesem Augenblick wurde aus dem Schlafgemach ein sehr starkes Schnarchen vernehmbar.

„Nun," dachte Paulus lächelnd, „am Ende ist es doch noch die Frage, wer mir näher steht: ein Sclave, der in meinem Hause grau geworden ist, — oder ein lächerlicher Freund, wie dieser Sertorius, der zu andern Leuten kommt, um dort seinen Rausch auszuschlafen. Sind diese Christianer wirklich so gefährlich? Ich will Kallistratos fragen!"

Und wie in einem stillen Fahrwasser angelangt, flossen die Gedanken des jungen Mannes ruhiger und vertrauender dahin, als er des seltsamen, schönen Griechen gedachte, den er heute Abend wiedersehen sollte. Er öffnete die Thür und schritt in den Garten hinaus.

Der erste, der ihm begegnete, war Zosimus. Er trug den Arm in der Binde und begann mit einer Fluth anklagender Reden.

„Beruhige Dich," sagte Paulus, „Quintus Ser=

torius bittet Dich um Verzeihung, er kam vom Gastmahl und war etwas verwirrt. Ich werde noch mit ihm reden. Uebrigens fällt mir hier ein, daß ich einen Auftrag für Dich habe, der Dir bei Deiner Gelehrsamkeit nicht schwer fallen wird."

Der Vorleser schmunzelte, die Wolke auf seiner gerötheten Stirn verschwand.

„Suche mir doch, lieber Zosimus, aus der Bibliothek alle Bücher heraus, in denen etwas von der Lehre der Christianer steht und bezeichne mir die Stellen."

Zosimus verbeugte sich tief und schritt würdevoll nach dem Herrenhause zurück.

„Und nun," dachte Paulus, während er durch den Garten wandelte, „nun bin ich das unerquickliche Gerede über Christianer und Nichtchristianer herzlich müde, jetzt hoffe ich einen angenehmen Morgen ohne Streit und Zank zu verleben. Man ist doch schließlich nicht dazu da, sich mit seinen Sclaven über alte, lächerliche Vorfälle in fernem Lande herumzustreiten, die einen nicht mehr berühren können als das Summen der Mücken hier im Garten. Vielleicht haben die auch jede ihre besondere Philosophie nnd streiten darüber, wenn sie brummen. Und wenn ich diese hier an den Baum spieße, so wird sie vielleicht von ihren Brüdern dafür zum Gotte erhoben. Es ist nur schade, daß sie selbst nichts mehr davon hat. Oder ist der neue Gott von Judäa wieder aufgelebt, nachdem er am Kreuze ge-

storben war? Sollte nicht die ganze Lehre blos eine verschlechterte neue Auflage der alten ägyptischen Mysterien sein? Das kommt noch dazu, daß solches Zeug bei verwerflicher Praxis auch in der Theorie nicht einmal neu ist!“

In solche Betrachtungen versunken, schritt er durch den ganzen Garten den See entlang und sah sich plötzlich dem Gewächshaus des Maximus gegenüber.

Vor einer großen Halle, die nach allen Seiten wohlverschlossen und an der Decke theilweise mit Platten von Marienglas belegt war, stand der Obergärtner selbst in Mitten einer Sclavenschaar, die emsig bemüht war, junge Bäumchen und fremdartige Sträucher in großen Kübeln aus mehreren kleineren Gewächshäusern und der großen Säulenhalle des Herrenhauses heraus und hier herein zu schaffen. Zwei junge Sclaven hatten dabei einen Topf mit seltenen Blumen fallen lassen, und der Gärtner redete eben in hellem Zorn auf sie ein, wobei der eine ganz zerknirscht dastand, der andere trotzige Worte murmelte.

Als der Freigelassene seinen Patron kommen sah, trieb er die Sclaven an die Arbeit und eilte grüßend herbei, nachdem er sich beim Abnehmen des großen Gartenhutes über den schwitzenden Scheitel ein Taschentuch gebreitet hatte.

Paulus würdigte dieses vorsichtige Verfahren blos eines spöttischen Lächelns und wollte grüßend vorüberschreiten, als der Gärtner ihn festhielt und lebhaft auf einige seltene Gewächse aufmerksam machte.

„Dieses Haus," rief er mit Pathos, „baute ich mit dem Willen Deines Vaters, um die Zaubergärten des Orients auf unseren heiligen Boden zu verpflanzen. Der Kaiser selbst neidet Dir diesen Bau, die ganze Stadt hat nichts Aehnliches. Die köstlichsten Pflanzen erblühen hier, die im Freien elend absterben müßten!"

„Dann begreife ich nicht," sagte Paulus sehr ruhig, indem er durch die weite Thür in den leeren Raum blickte, der eben erst wieder mit Gewächsen bevölkert wurde, „warum Du es leidest, daß dieses Haus zu gewissen Zwecken ausgeräumt wird, die Blumen müssen ja doch darunter leiden."

Der Gärtner drehte bestürzt seinen Hut in den Händen, dann sagte er sich mühsam fassend: „Ich hatte — ich mußte — einige der Bäumchen zur Verzierung des Herrenhauses bei Deiner Ankunft verwerthen — — ich habe Dir ja auch das Gartenhaus so geschmückt — — und die andern Gewächse mußten heraus, da einige Reparaturen nöthig . . ."

„Ich sehe schon," sagte Paulus und trat in die Halle, wo grade ein Paar Sclaven zwei dicht belaubte Bäume so stellen wollten, daß einige ungeschickte Wandmalereien dadurch verdeckt wurden. „Hier scheinen ja allerdings ganz frisch aufgetragene Kunstwerke sichtbar zu werden. Was sollen diese Fische, dieses Lamm, diese Vögel, — — willst Du aus dem Gewächshaus ein Aquarium oder einen Geflügelhof machen?"

„Paulus, unter den Sclaven war ein Maler. Er

wollte seine Kunst üben. Diese Halle liegt abseits, ich erlaubte ihm, hier, wo nichts zu verderben war, in freien Stunden den Pinsel zu führen. Was soll ich malen, Herr? fragte er. Male, sagt' ich, was unter Blumen paßt. So hat er die Tauben gemalt, weidende Lämmer und mancherlei Thiere. Daß dazwischen Fische schwimmen, ist ungeschickt angebracht, aber es war eben ein Sclave, der es gemacht hat!"

„Und wozu dienen die rohen Holzbänke, die dort in der Ecke aufgeschichtet sind?"

„Es sind keine Bänke, Paulus, sondern Gestelle für die Blumen."

„So, man könnte es aber leicht meinen. Du weißt doch, Maximus, was heute Nacht hier vorgegangen ist?"

„Ich habe etwas gehört," sagte der Gärtner unsicher, „man erzählte sich — aber ich glaube es nicht ..."

„Ich kann Dir aus bester Quelle berichten, daß es Leute gibt, die den Moment zu benutzen wissen, wo Du leere Räume herstellst, die zu Versammlungen wie geschaffen sind."

Der Freigelassene wurde bleich wie die Wand, an die er sich anlehnte.

„Du wirst doch," sagte er, indem er sich ängstlich umsah, ob ihn auch Niemand höre, „damit nicht sagen wollen, Paulus, daß ich die Thorheiten und Ungesetzlichkeiten der Christianer irgendwie beschützte . . ."

„Nichts will ich sagen, aber ich will Dir gut rathen, Maximus, räume Deine Gewächshäuser mir zu Ehren

nicht wieder aus, — Du siehst, man mißbraucht Deinen Eifer, — und es schadet ja auch den schönen Gewächsen selbst. Im Uebrigen sind wir gute Freunde, Maximus."

Damit reichte er dem Freigelassenen die Hand, die dieser beinah geküßt hätte, und ging hinaus.

„Christianer ist er wohl nicht," dachte er, „aber wer weiß, ob sie ihn nicht bestochen haben. Solchen Verhältnissen muß doch ernstlich ein Ende gemacht werden!"

Priscus trat ihm entgegen.

„Herr, — ein Wort."

„Was giebts noch?"

„Du hast verboten, daß fremde Christianer unter Deinem Dache verweilten."

„Allerdings."

„Ich habe aber vorhin vergessen, daß noch einer hier lebt, — es ist ein Fremder aus fernem Lande und als Gastfreund in meiner Wohnung, — er hat keine andere Herberge hier — — darf er so lange hier bleiben, bis seine Geschäfte beendigt sind?"

„Heute," sagte Paulus scharf, „mag er bleiben. Morgen aber, so melde ihm, wünschte ich, daß seine Geschäfte abgemacht wären. Gib ihm Reisezehrung und laß ihn ziehen, mein Befehl gestattet keine Ausnahmen."

„Seltsamer Schwärmer!" murmelte er, als der Procurator sich entfernt hatte. „Wann wäre ich je an seine abgelegene Wohnung auf der anderen Seite der Villa gekommen und hätte den Fremden bemerkt! So

muß ich morgen nachsehen. Ob es Absicht von ihm war, mir mit Ehrlichkeit zu imponiren?"

Er stieg wieder durch den Garten zu dem schönen Platz mit der Marmorbank hinab, setzte sich im Schatten des überhängenden Daches von Weinreben nieder und verträumte eine angenehme Stunde. Die Hitze war heute gemildert durch einen lebhaften Wind, bei der klaren und durchsichtigen Luft traten die bunten Villen am See fast handgreiflich nahe heran. Paulus schaute nach dem schönen Hause des Kallistratos hin, das auf hohem Plateau über dem schroff abfallenden Seeufer am Fuße des Albanusberges sich erhob. Sollte er wohl dort drüben bald heimisch werden? Sollte er mehr finden, als bei Terentius? Er wünschte, es möchte schon Abend sein und das purpurne Segel ihn über den tiefblauen See tragen. Die magische Gewalt, die ihm Menschen und Landschaft an diesem stillen, tiefen Gebirgswasser zu besitzen schienen, ergriff ihn immer wieder von Neuem. Er erinnerte sich an ein heiteres Buch, das er vor Kurzem gelesen, den Zauberroman des Apulejus. Dort war der Eindruck geschildert, den das Land der Hexen und Zauberer, Thrakien, auf den Helden der Erzählung machte. Die ganze Natur erschien ihm geheimnißvoll belebt, Wände und Statuen, meinte er, müßten reden, die Ochsen auf dem Felde weissagen, die Sonne selbst Orakel sprechen. Und etwas von dieser Stimmung, die überall das Größte, Wunderbarste erwartete, fühlte auch Paulus

in sich, seitdem er hier in den römischen Bergen weilte.

Nach einer Weile knarrte der Kiesboden, Sertorius trabte schwerfällig daher.

„Nun, ausgeschlafen, werther Herr?"

„Himmlisch habe ich geruht, wie Juno auf ihrem Crocos=Lager, obwohl die Genien über Deinem Bette eher für meine Freunde Petronius und Kallistratos geeignet erschienen. Ich finde die Idee, in einem solchen Gartenhause zu wohnen, genial. Ich werde mir auch ein solches Ding bauen lassen und meine Sammlung alter Scherben an den Wänden aufstellen. O Fabius Persicus, wie herrlich war Deine Zeit, wo man solche Häuser so kunstvoll errichtete! Du kennst doch Deinen Ahnherrn?"

„Gewiß, gewiß," sagte Paulus rasch, der eine Abhandlung befürchtete.

„Ah, in unsern Tagen ehrt man oft die Großen, die Alten nicht! Und doch sind wir nur ein Abglanz von ihnen! Indessen, ich muß scheiden. Fulvia kann es nicht vertragen, daß ich lange ausbleibe . . ."

„Ist sie so streng?" lächelte Paulus, indem er mit Sertorius durch den Garten nach der Säulenhalle des Herrenhauses schritt.

„Ei nun, weißt Du, sie ist etwas Xanthippe. Aber ich glaube, sie thut es blos, um die Leute glauben zu machen, ich sei Sokrates. Seitdem ich ein Buch geschrieben, in dem ich nachweise, daß all' das Gerede

von dem Hausleid des großen Philosophen eitel athenische Klätschereien sind, ist sie schon viel milder geworden. Man muß Alles von der besten Seite nehmen, sagt Epicur. Ehret die Frauen, singt Anakreon. Ein weiser Mann, der solchen Leuten folgt."

„Du bist wirklich ein liebenswürdiger Ehemann."

„Die Geschichtsforschung macht auch darin mild und nachsichtig. Wenn ich Fulvia ansehe, muß ich immer an Cornelia und Penelope denken, und dann sehe ich über Vieles hinweg. Aber sag' mir doch, hast Du meinen Wagen im Vorbeifahren anhalten lassen?"

„Ich wußte leider nicht, daß er . . ."

„Schön, schön, wozu auch die Mühe, ich . . ."

„Ich lasse Dir sofort meinen eigenen anspannen . . ."

Sertorius hielt ihn fest und deutete zwischen den Säulen durch auf die Straßenseite des Gartens.

Ueber der Mauer erschien in einiger Entfernung eine Staubwolke, und gleich darauf wurde der Kopf des schwarzen Sclaven sichtbar, der auf dem Bock eines Wagens saß.

„Ich kenne den Aethiopier, es ist Minucianus', unseres großen Künstlers, Kutscher. Laß den Wagen anrufen, er nimmt mich mit."

Paulus schickte einen Sclaven hinunter.

Die beiden Freunde folgten.

„Siehst Du, es ist der große Wagen — Minucianus fährt selten allein, — nimmt immer große — — heda, — ein schöner Morgen, Minucianus,

— bist Du schon von den Philosophen unter dem Tisch auferstanden?"

Der Angerufene zog langsam den bunten Vorhang zurück, der das Innere des Wagens gegen Staub und Sonnenlicht schützte, sah schläfrig heraus und sagte im behaglichsten Tone: „Na, wer wird denn nicht! Morgen, Paulus, auch schon aufgestanden? Ihr Beide seid wohl zusammen über den See geschwommen, wir haben Euch gesucht, wie ich seit sechs Wochen einen blonden Jungen suche. Terentius hält sich übrigens seit heute früh in der Nähe des Waschbeckens auf — enschuldige, Paulus, — sein Arzt kann nicht helfen, jetzt schicken sie grade zum weisen Heraclitus hier am Tempel, Petronius wird zur Ader gelassen, Cethegus hat eine Liebschaft mit dem Wasserkrug angefangen. Ich selbst hätte gern noch etwas geschlafen, aber ich muß nach Hause, sonst hängen meine Täubchen mir den schönen Narkissos auf. Was man nicht alles erlebt in unsern eifersüchtigen Zeiten."

„Willst Du mich bis an meine Villa mitnehmen?" fragte Sertorius.

„Dieser Wunsch ist der erste Sonnenstrahl in diesem grauen Tag, — innerlich, meine ich. Und Du, Paulus, fährst mit, siehst Dir die Landschaft gegen Tusculum an, ißt bei mir einen Bissen Brot, eine Feige und einen Rettig und läßt Dich dann von meinem Rappelkasten wieder zurückbringen. Marsch, meine Herren, eingestiegen!"

Paulus bedachte, daß er doch an diesem Tage nicht viel vorhabe und willigte also ein.

Alle Drei nahmen Platz, und Sertorius zog die Vorhänge zu.

„Na," sagte Minucianus, „es ist eine Hitze hier wie in einem verliebten Mädchenherzen, ich denke, wir lassen lieber alle die Lappen offen. Du mußt ohnehin die Aussicht bewundern, Paulus, und wenn bei dem steilen Anstieg der Wagen umschlägt, so sieht man doch wenigstens, wo man den Hals bricht. — Die Olympischen seien Dir gewogen, theurer Herr!" setzte er mit einer grüßenden Handbewegung nach dem Balcon einer Villa hinzu, an der sie eben vorbeifuhren.

„Wer wohnt dort?" fragte Paulus.

„Ein alter Soldat, der reich geworden ist. Ein Narr, wie es keinen größeren gibt."

„Ich bitte," sagte Sertorius, „sprecht nicht so rücksichtslos von ihm. Er ist boshaft, weil ihn niemand von uns beachtet, und wenn er einmal eine Gelegenheit . . ."

In diesem Augenblick stockte der Wagen im engen Hohlweg.

Ein zweites Gefährt wollte denselben Weg in entgegengesetzter Richtung passiren und konnte nicht vorbei.

Minucianus richtete sich auf und sagte laut: „Na, da haben wir's wieder. Kutschirende Mädchen! Und es kann's doch keines im ganzen römischen Reich außer

der schönen Terentia. Heda, wollen die Damen nicht drehen, oder müssen sie in galantester Weise über den Haufen gefahren werden?"

In dem fremden Wagen saßen in der That unter schattigem Zeltdach zwei junge Mädchen in großen, dunkeln Ueberwürfen.

Die Gesichtchen waren ziemlich locker, bei dem einen erschienen über der blendend weißen Stirn Spuren goldener Löckchen unter der Kapuze, das andere war schwarz umrahmt und etwas schläfrig im Ausdruck.

Die blonde Nymphe führte die Zügel und die Peitsche, ließ aber von ihrem Körperbau unter dem faltigen Mantel nichts weiter sehen, als die kleinen, zarten Händchen.

Jetzt zeigte sie beim Reden eine tadellose Reihe schneeweißer Zähne, als sie in schmeichelndem Tone sagte: „Schöner Phöbus, weiser Minucianus, willst Du nicht etwas zurückfahren, wir können schon vorbei."

„So," sagte der Künstler, während seine Freunde die Mädchen neugierig betrachteten, „Dich sollte ich kennen, Kätzchen. Bist Du nicht aus Tusculum?"

„Nein, aus dem Elysium! Laß uns vorbei."

„Nichts da, Ihr könnt hier einfach nicht vorbei, Ihr steigt bei uns ein und fahrt ein bischen mit spazieren. Hier ist noch Platz genug, wenn der dicke Sertorius seinen Gürtel etwas fester schnallt!"

„Schnür' Du Dir meinetwegen den Hals zu," kicherte das Mädchen, schlug mit der Peitsche auf ihren kleinen

Schimmel und wollte hart an dem Wagen der drei Freunde hinfahren.

„Ein verwünschtes Frauenzimmer!“ rief Minucianus. „Nimm Dich in Acht, Paulus, das Rad quetscht Dir den Arm . . .“

In demselben Augenblick trafen die Wagen hart aneinander und der mit den Mädchen wurde dicht neben dem Andern im verfahrenen Rade festgehalten. Die blonde Lenkerin war aufgesprungen und riß an den Zügeln.

Als sie aber den Namen „Paulus“ hörte, ließ sie die Peitsche sinken und sah sich nach dem Angeredeten um, der dicht neben ihr stand.

„Ah, Du bist der schöne Paulus aus der Fabiervilla? Da, denk nachher an mich.“

Damit griff sie sich rasch in den vollen Busen und reichte dem jungen Mann eine weiße Rose hin, um deren Stengel ein rothes Band gewickelt war.

Diesen Augenblick benutzte Minucianus zu einem raschen Angriff auf die schöne Geberin. Er schlang beide Arme um ihren schlanken Leib und wollte sie zu sich herüber in den Wagen ziehen. Aber der dunkle Ueberwurf mit der Kapuze gab nach, ein himmelblaues Seidenkleid knitterte, goldener Schmuck blitzte auf, und bei einer schnellen Seitenwendung des Mädchens blieb das wollene Obergewand leer in den Händen des Künstlers, während seine Besitzerin herausglitt. Im nämlichen Moment aber kam der fremde Wagen mit einem

äußersten plötzlichen Ruck los und rollte in den Hohlweg ein.

„Verwünscht!“ rief Minucianus und schleuderte den werthlosen Ueberwurf den schönen Mädchen nach, die sich jetzt Beide umkehrten und dem Enttäuschten Kußhändchen zuwarfen.

Paulus las mit Verwunderung auf dem Bande die Worte: „Viele wirst Du finden, eine suche. Tanais.“

Er ließ die Schrift sinken und fragte Minucianus, der ihn scharf fixirte: „Wer war das Mädchen?“

„Freund Paulus, Du scheinst mir unter die glücklichsten Menschen der Welt zu gehören — aber wenn Du so fragst, so weiß ich nicht, womit ich bei Dir daran bin. Kennst Du denn die Hexe nicht?“

„Nie gesehen!“

„Ach, thu' nur nicht so feierlich. Na, meinetwegen. Aber Du bist geschickt. Gleich die zuerst!“

„Du kennst sie also?“

„Nun, ich glaube sie auch erkannt zu haben,“ sagte Sertorius, der bisher sehr ruhig zugeschaut hatte. „Es ist wohl die schöne Chloë aus Tusculum, eine spröde Schönheit, die alle jungen Leute der Gegend ärgert ...“

„Beim Adonis!“ fiel Minucianus ihm ins Wort. „Aergert! Aber sie will mir nicht einmal mit ihrem weißen Frätzchen Modell stehen, was kein zartes Püppchen von Rom mir abschlägt. Ich wollt' ihr ein schriftliches Zeugniß darüber ausstellen, daß ich ihre allersittsamsten Wangen nur durch eine Scheibe von

Marienglas ansehen wollte, — aber es hilft nichts. Sie hat irgend einen geheimen Protector, der ihr ganz genau vorschreibt, mit wem sie sich einlassen soll und mit wem nicht, denn aus sich heraus gibts kein so — — ich hätte beinah gesagt gescheites Frauenzimmer. Und doch hat sie allein goldene Locken und blaue Augen, die man sonst für kein Geld bekommt. Aber Du hast Glück, Paulus!"

„Ich weiß nur nicht woher. Da, seht selbst, was sie mir schreibt, — ich versteh' es gar nicht."

Die beiden Freunde lasen.

„Nun, was das erste heißt, könnte ich am Ende commentiren, wenn ich Euch Beide genau kennte. Aber was soll das „Tanais?"

„Tanais," sagte Sertorius mit wissenschaftlicher Exactheit, „Tanais ist ein Strom im Lande der Skythen, der in den mäotischen Sumpf fließt, sowie eine Stadt an der Mündung dieses Stromes."

„Du hast unzweifelhaft recht, theurer Sertorius, aber das Mädchen muß noch gefunden werden, das Liebesbriefe zu geographischen Belehrungen verwerthet. Die Geographie der Liebe kennt doch sonst nur einen Fleck unter der linken Brust, der auf keiner Karte steht."

„Das ist die zweite räthselhafte Inschrift," sagte Paulus nachdenklich, „die ich seit meinem Hiersein erhalte."

„Du bist mir überhaupt ein Räthsel, Freund Paulus!

Aber ich finde sonst nichts so sehr Räthselhaftes in den Worten. Sie beziehen sich offenbar auf eine Begegnung, wo, das mußt Du wissen. Wo mögen die schönen Kinder hingefahren sein. Am Ende zu Dir, Paulus?"

„Ich bin ja nicht zu Hause," lächelte dieser. „Aber noch einmal, wer ist diese Chloë von Tusculum?"

„Wer weiß das!" sagte Minucianus. „Vom Himmel ist sie gefallen. Und weil sie ein nettes Mädchen ist, läuft ihr die ganze Welt nach. Weiß Gott, ich stiege aus und sähe zu, in welchem Tempel sie jetzt beten will. Aber mit diesem verdammten Kopfschmerz sind nicht gut Liebes-Händel anfangen. Wenn man das Gefühl hat, als sitze einem ein irdener Topf tief in der Stirn, da ist man mehr als ungeschickt dazu. Was meinst Du, Sertorius, sollen wir drehen und hinter den Kätzchen herfahren?"

„Ich bitte Dich, mein lieber Minucianus. Was sind mir lose Mädchen, der ich ein Mann der Wissenschaft bin! Und wenn gar Fulvia . . ."

„Ach, Fulvia! Ich sehe übrigens eben diese Deine würdige Miniaturausgabe auf dem Dach Deiner Villa lustwandeln. Da sind wir ja schon, — die Fahrt ist mir kurz geworden."

Der Wagen hielt vor der Villa des Sertorius.

„Also, Paulus," sagte dieser aussteigend, „Du kommst nachher wieder vorbei, — dann sprichst Du vor, bleibst den Abend da, — und ich zeige Dir dann die eine Hälfte meiner Sammlung, blos zehn Kammern . . ."

„Um Gotteswillen," sagte Minucianus, „hab' Mitleid, er ist so ein hübscher junger Mann, tödte ihn noch nicht!"

„Ich bedaure wirklich," erwiderte Paulus, „ich kann nicht, ich bin für heute Abend schon eingeladen . . ."

„Aha!" sagte Minucianus lachend. „Du brauchst Dir keine Gedanken zu machen, blos bei Kallistratos!"

„Jetzt mache ich mir welche!"

„Ja, weshalb denn?"

„O, da haben wir's! Die Einladung Deiner schönen Artemis geht auf heute Abend — und das wird wohl wieder der rechte sein, — ein Fest bei Kallistratos, — da haben wir's!"

„Er hat Dich allein geladen?" fragte Sertorius mit besorgtem Gesicht.

„Warum nicht?"

„O, es geht etwas wüst dort zu — — aber ich höre, Fulvia ruft. Ich komme, ich komme. Wie reizend ihr das Tuch um den Kopf steht! Nun, viel Vergnügen, Paulus, wir sehen uns bald wieder. Guten Morgen, theure Freunde, ich muß fort!"

Damit eilte er durchs Gartenthor.

„Ja, er muß fort, sonst macht Frau Fulvia in das Tuch, das ihr so reizend steht, einen Knoten und — der arme Sertorius!" sagte Minucianus und winkte dem Kutscher.

Die Fahrt ging langsam bergan, eine Zeit lang saßen die Freunde einander schweigend gegenüber.

Minucianus zog mit der Hand Linien auf dem Polster des Sitzes. Paulus sah in die Gebirgslandschaft hinein und dachte an das goldhaarige Mädchen. Die Rose lag halb zerblättert auf seinem Schooß, der Wind entführte die einzelnen Blättchen allmählig, ohne daß er darauf achtete.

Nach einer längeren Pause, als der Wagen in einen schattigen Waldweg einlenkte, begann Minucianus in heiterem Tone: „Hast Du bemerkt, wie Sertorius in Sorge war um Dich — — wegen Kallistratos?"

„Ich weiß nicht, was Sertorius will."

„Nun, weißt Du, die Nähe seiner Frau wirkt immer etwas auf ihn ein! Er ist doch ein guter Kerl dabei."

Beide schwiegen wieder.

„Kennst Du Kallistratos näher?" fragte Paulus nach einer Weile.

„Nein, ich habe wenig für ihn übrig. Was man von seinem wüsten Leben sagt, ist theils übertrieben, theils an und für sich nicht schlimm. Aber er ist ein ruheloser, unzufriedener Geist, der meint, ein Einzelner könne in den Paar Jahren Leben alle Lust des ganzen Weltalls auskosten. Ich bin mehr ein Liebhaber der einfachen, gemüthlichen Lebensfreude bei halbwegs gutem Wein und einem schönen Mädchen, das nicht zu gescheit und feurig ist. Kallistratos hat schon viel erlebt, er war tugendsam und fromm, ungläubig und sittenlos, — alles bis zur Neige, bis zum Ekel. Ich glaube, jetzt will er wieder etwas Neues versuchen. Er stellt

der schönen Terentia nach, womit er wohl an seine Meisterin gekommen ist.“

„Sie scheint eine etwas wilde Dame zu sein?“

„Ganz so schlimm, wie sie sich gibt, ist sie nun eben nicht. Ein stolzer, hochfahrender Geist steckt in dem Mädchen. Sie bindet gern mit kühnen, geistvollen Männern an, wie Kallistratos einer ist. Aber was wetten wir, aus den Beiden wird kein Paar.“

„Warum nicht?“

„Nun, das ist nun so. Grade diese tollen Mädchen, die sich Keinem beugen wollen, gerathen eher unter das Joch eines Träumers, eines weichen, aber schwärmerisch liebenden Menschen, als daß sie mit einem Verehrer auskommen, der so ist, wie sie selbst sind. Terentia ist zu einsam aufgewachsen und wenig erzogen. Und immerfort leidet sie an der Schwerfälligkeit ihres Bruders. So was macht die Mädchen quer. Sie meinen dann, sie könnten mit Jedem so verfahren. Und quere Mädchengesichter sind das Kreuz der Künstler.“

Damit zog er ein Wachstäfelchen aus der Busenfalte, klappte eine an der Seite des Wagens befestigte kleine Platte um und fing auf dieser Unterlage an zu zeichnen. „Wen willst Du treffen?“ fragte Paulus, der die Linie eines schön geschwungenen Profils entstehen sah.

„Dieses wäre sie.“

„Richtig, Terentia. Wenn sie nur so schön wäre!“

„Das ist Verleumdung. Sie ist viel schöner.“

„Mir kam sie nicht so vor.“

„Das ist traurig. Zeichnest Du auch?"

„Ja, etwas."

„Dann solltest Du mehr Geschmack haben. Uebrigens ist dies Portrait schauerlich."

Damit drehte er den Stift und wollte die Zeichnung mit dem glatten Ende auswischen.

„Halt, — gib mir das Gesichtchen — es gefällt mir, — — — weil es Terentia so wenig ähnlich sieht!"

„Du bist selbst so närrisch, wie Terentia. Da, zeig' es aber niemand."

Paulus steckte das Täfelchen ein.

„Aber eine Bedingung, Freund!"

„Nun?"

„Du schenkst mir bei unserm nächsten Zusammensein ein ebensolches Täfelchen mit einem andern Lärvchen darauf zum Entgelt!"

„Das wird mir schwer werden."

„Unsinn, Du zeichnest zum Beispiel gleich heute Abend die schöne Chloë von Tusculum."

„Wenn ich sie überhaupt wieder sehe . . ."

„In dem Tone liegt schon das Wiedersehen. Soll ich Dir etwas sagen?"

„Was aus Deinem Munde geht ist eitel Platon und Aristoteles. Rede!"

„Nein, es ist höchstens etwas Parrhasius. Doch das wollte ich sagen: Wenn ein junger Mann ein junges Mädchen aus Rom oder der Umgegend wiedersehen will, so sieht er sie auch wieder. Und erst gar, wenn sie

will! Eine verliebte römische Dame steigt Dir in den Aetna nach. Na, lassen wir das. Uebrigens ist das wüste Haus dort meine Villa. Jetzt lobe ich mir einen kühlen Trunk, wenn er zu haben ist!"

Die Villa, unterhalb Tusculum in schattigem Thale gelegen, gewährte einen angenehmen Anblick.

Rings alte Bäume, das Herrenhaus von blühenden Schlinggewächsen dicht umrankt, hier und dort weiße Statuen im Grün, darüber schöner Ausblick auf die bunten Villen und dunklen Haine von Tusculum.

Als der Wagen aus dem Walde kam und vor dem Gartenthore vorfuhr, regte sich in der Villa kein lebendes Wesen. Die Pforte stand offen, der schwarze Kutscher half den Beiden aus dem Wagen.

„Heda, ho, ho!" rief Minucianus und klatschte in die Hände, „Ist denn kein Mensch vorhanden?"

Im Garten lag unter alten, schattigen Steineichen ein bildschöner, schlanker Knabe in ziemlich mangelhaftem Costum auf einer Marmorbank und schlief.

„Wohl geschlafen, Narcissos?" sagte Minucianus und rüttelte ihn auf.

Der Knabe gähnte, wickelte sich ein Paar dürre Blätter aus den krausen Locken und zog sein kurzes Gewand, das bis über den Gürtel herabgesunken war, nachlässig eine Handbreit höher.

„Herr, Du bist lange geblieben."

Minucianus lachte.

„Wo sind die Sclaven?"

„Romanus und die Andern auf dem Feld, Encolp in Tusculum, der Procurator schläft, Flavus und der Actor haben sich gehauen, der eine ist halbtodt, der andere hat sich einen Rausch angetrunken wegen der Strafe . . .“

„Um Gotteswillen, Junge, hör' auf,“ rief Minucianus lachend, „Du sollst mir wohl mein Haus in einen netten Ruf bringen! Geh' ins Haus und besorg' uns was zu essen und zu trinken. Bekomm' ich keinen Kuß, Narcissos?“

Der Knabe ließ sich ruhig auf die schwellenden Lippen küssen und schlenderte dann langsam in's Haus, während er den Schlaf aus den großen schwarzen Augen rieb.

„Das ist nun so,“ sagte Minucianus, „wenn ich nicht da bin, meinen sie, sie brauchten's auch nicht zu sein. Na, es muß auch Nachsicht in der Welt geben.“

Die beiden Freunde gingen dem schönen Narcissos ins Haus nach.

Aus dem großen und hellen Peristyl, das Minucianus sein Atelier nannte, drang ein lautes Geschrei fröhlicher und weinerlicher Mädchenstimmen.

Minucianus stieß rasch einen schweren Vorhang bei Seite und trat mit seinem Gaste ein.

Der ganze Raum war mit dicken Staubwolken erfüllt, offenbar in Folge des Zusammensturzes einer großen Staffelei, die so ziemlich die Hälfte aller großen und kleinen Geräthe des Gemachs über den Haufen geworfen hatte.

Zwei reizende Mädchen in bunter Tracht und mit

gelöstem Haar, bemühten sich, das herabgestürzte Bild umzudrehen und aufzuheben, es war ihnen aber zu schwer.

Ein drittes Mädchen von ziemlich üppigen Formen stand mit in die Seite gestemmten Armen daneben und schaute lachend zu, während ein viertes unter dicken Thränen, die ihm von den zarten, goldbraunen Wangen flossen, auf die drei andern heftig einschalt.

„Oho," sagte Minucianus vortretend, indem er das ganze Unheil mit behaglicher Ruhe betrachtete. „Nun hört's aber doch auf, Kinder. Wenn Ihr mir Troja zerstört, eh' es fertig gebaut ist, kann ich Euch nicht auf die Mauern setzen."

„Ist's so schlimm, Lydia?" sagte er, zu dem weinenden Mädchen tretend, und kniff es in die nassen Backen. „Haben sie Dir wieder etwas gethan? Fort, fort, kleine Hexen, wollt Ihr Euch die weißen Fingerchen abquetschen an dem schweren Bild? Schickt mir einen Sclaven herein und trollt Euch, Lydia bleibt allein hier."

Die Mädchen sahen schelmisch lächelnd auf Paulus und zeigten wenig Lust, dem Befehl Folge zu leisten.

„Eins, zwei, drei," sagte Minucianus, „wer jetzt nicht geht, kommt nicht aufs Bild, — ich habe ohnehin heute schon die Chloë von Tusculum bestellt, die ist schöner als Ihr Alle! Siehst Du, wie das wirkt, da fliegen sie!

Ich kann Dir das Bild nicht zeigen, wir müssen es erst wieder aufstellen lassen. Was habt Ihr denn nur gemacht, Lydia?"

Damit schlang er seinen Arm dem Mädchen um die Hüfte, das sich eng an ihn schmiegte.

„Sie hatten eine große Nadel mitgebracht — und wollten mich in die Schulter stechen, damit ich nicht auf das Bild käme. Da ist mit einem Mal alles umgefallen.“

„Mit einem Mal!“ wiederholte Minucianus halb lachend. „Hat man's je gehört! Was man nicht mit Euch erlebt!“

„Das arme Mädchen!“ sagte Paulus mitleidig.

„Geh hinunter, Lydia, und warte auf mich. Den Andern werd' ich's schon sagen. Du kommst doch darauf, Du bist ja mein liebstes Mädchen.“

Damit gab er dem schönen Kinde einen Kuß und einen leichten Schlag auf den Nacken und schickte es fort.

„Weißt Du,“ sagte er dann mit lustigem Augenzwinkern zu Paulus, „warum die Mädchen uneins sind? Auf das Bild soll Venus, die von Nymphen und Meergöttern umringt dem Schaum entsteigt. Lydia ist nun mein Modell zu der Liebesgöttin. Die andern Schätzchen aber ärgern sich darüber. Und Katzen sind sie nun einmal alle. Lydia ist es übrigens selbst! Du kennst die Mühe nicht, die ich mit dem Mädchen habe. Doch nun komm' in's Triclinium.“

Im Triclinium herrschte dieselbe malerische Unordnung wie im Atelier. Sessel und Ruhebetten lagen über und untereinander, dazwischen standen Teller, Näpfe, Speisereste, leere Flaschen und so ziemlich der ganze

Küchenapparat. An den Wänden hingen Haufen trockener Kränze, daneben halbfertige Skizzen, die schöne Knaben und lachende Mädchen darstellten.

Mitten in allem staubigen Wust und Chaos rannte der schlanke Narcissos, der jetzt etwas aufgethaut zu sein schien, ärgerlich auf und ab.

„Nichts ist da, Herr," sagte er schmollend „und ich kann keinen schweren Krug herunterholen, — sie sind auch so schmutzig!"

„Na, beruhige Dich, Schatz," sagte Minucianus, rückte einen Tisch zur Seite und bahnte seinem Gaste einen Weg bis in die Mitte des Gemachs. Dort angekommen, schlug er heftig mit einem Stock auf den Tisch und rief:

„Holla, heda, Wirthschaft!"

„Ein Junggesellenhaushalt, zumal auf dem Lande," sagte er dann zu Paulus gewandt, „gleicht immer einem Wirthshaus."

„Bei Dir, wie es scheint, mit schönen Kellnerinnen!"

„Die sind blos zum Besehen da, sind aber viel zu verwöhnt, um mir aufzuwarten."

Ein alter Sclave mit behaglichem Nußknackergesicht erschien jetzt in der Treppe, die vom Triclinium in's untere Geschoß des Hauses führte.

„Isis soll Dich strafen, alter Philemon, willst Du uns jetzt wohl auf der Stelle etwas zu essen bringen nnd einen von den Sclaven mit zwei Kannen Wein heraufschicken?"

Der Alte verschwand, und unten erhob sich ein großes Getöse von polternden Eimern, rasselnden Geschirren und klappernden Pfannen.

Narcissos hatte inzwischen einen Tisch mit einem Staubtuch abgewischt und zwei Sessel herangerückt.

„Was soll ich noch mehr?“ fragte er mißmuthig.

„Hier bleiben und ein schönes Gesicht machen!“

Und Minucianus fuhr dem Knaben, der sich neben ihm auf einen Schemel setzte, durch das krause Haar.

„War Niemand hier, Schatz?“

„Doch, der langweilige Mann von neulich, er wollte schon wieder das Bild sehen!“

„Was, — das war ja der — — — und was habt Ihr gesagt?“

„Er kam zu mir in den Garten mit einem steinalten Begleiter und einem jüngeren Herrn, der mir gut gefiel. Ich sagte, es wär' Niemand zu Hause. Da sagte der Mittelste: So ist's recht, mein Junge, grüße mir Deinen Herrn — oder ist's Dein Vater?“

Bei diesen Worten, die der Knabe geschickt in einem grämlichen Tone wiedergab, sprang Minucianus auf und lief unter unbändigem Lachen ein Paar Mal durchs Zimmer.

„Wer war's?“ fragte Paulus.

„Rathe!“

„Nun?“

„Marcus Aurelius. Die Andern werden die wandelnde Zunge von Rom, der alte Fronto, und der

Kaiser Verus gewesen sein. Sagten sie sonst nichts, goldener Junge?"

„Der Alte sagte mit seinem zahnlosen Munde: Ein schöner Knabe! und der Junge darauf: Verstehst Du davon auch was, weiser Fronto?"

„Es ist gut!" sagte Minucianus, den ein neuer Lachanfall fast erstickte. „Es ist wirklich gut, wie Du das behalten hast, Goldjunge. In den drei Sätzen sind drei Helden unserer Zeit besser gezeichnet, als wenn Plutarch einen ganzen Band darüber geschrieben hätte. Doch da kommt der Wein und — — wirklich, — auch etwas zu essen! Ich habe einen geordneteren Hausstand, als ich selbst weiß! Aber sie fürchten sich vor Dir, Paulus; wenn Fremde da sind, das wirkt immer gut auf die Sclaven ein. Auf Dein Wohl, Paulus. Hol' Dir auch einen Becher, Narcissos, — so einen guten Krug brechen wir für uns so leicht nicht an."

Nachdem die Freunde ungefähr eine Stunde gesessen und geplaudert hatten, stand Paulus auf.

„Jetzt muß ich fort, Minucianus, denn Kallistratos' Boot soll mich abholen und ich muß vorher auf meiner Villa noch Einiges anordnen."

„Wie Du willst, mein Paulus, die Pferde stehen bereit. Narcissos, geh und sag' dem Schwarzen, er solle wieder anspannen."

Der Knabe ging.

Kurze Zeit darauf saß Paulus im Wagen. Minu=

cianus hielt seine Hand noch einen Augenblick fest und sagte: „Zwei Regeln, verehrter Freund, zum Abschied. Ich bin ein Philosoph und Niemand scheidet von mir, ohne irgend ein weises Wort mit auf den Weg zu nehmen. Erstens: ärgere Dich über nichts auf Deiner Villa. Das Leben währt doch nur ein Paar Tage, kaum daß einige Male der Wein in der kurzen Dauer ausgekeltert wird und ein schönes Mädchen in die angenehmen Jahre kommt. Also versauere Dir die Paar Stunden nicht, es hilft doch nichts. Und zweitens: laß Dir von Kallistratos nichts in den Kopf setzen. Denk auch an das Portrait der schönen Chloë! Und nun — viel Vergnügen, Paulus!"

Er trat in's Haus zurück, der Wagen rollte in eine Staubwolke gehüllt dahin. Paulus lehnte das Haupt behaglich in die weichen Kissen zurück und schlief bis die Pferde vor seiner Villa hielten.

Sechstes Capitel.

Die Mysterien von Alba.

„Ich werde heute Abend nicht hier sein," sagte Paulus beim Eintritt in seine Villa zu Priscus, „ich hoffe aber, daß diesmal keine ungehörigen Dinge in meiner Abwesenheit vor sich gehen werden."

„Sollen wir den Wagen rüsten, Herr?"

„Nein, das Boot des Kallistratos wird mich abholen. Guten Abend."

„Gott schütze Dich, Herr!" sagte der Sclave ernst.

„Laß mich mit Deinem Gotte in Frieden."

Damit gingen Beide nach verschiedenen Richtungen auseinander. Paulus brachte in den Baderäumen der Villa seine Toilette in Ordnung, schmückte sich mit einer neuen Rose und befestigte das Band mit der Inschrift der schönen Chloë am Gürtel. Dann schritt er langsam in den dunkelnden Laubgängen des Gartens auf und nieder.

Kallistratos' Gastmähler, von denen so seltsame Gerüchte umliefen, mußten wohl sehr spät anfangen,

denn das Boot zögerte lange. Inzwischen färbten sich die Berge mit flammendem Roth, über dem See stiegen blaue Abendnebel auf, und die Dächer der höchsten Villen glühten im letzten Kuß der scheidenden Sonne.

Da endlich, als Paulus eben auf den Platz mit der Marmorbank hinaustrat, sah er unter sich das wohlbekannte Purpursegel und hörte den Tactschlag der Ruder. Als er die Stufen zum Landungsplatz hinabgestiegen war, fand er das Boot schon bereit. Der leichte Abendwind griff in das Segel, die Sclaven begannen wieder zu rudern und der Kiel durchschnitt langsam und majestätisch die dunkelblaue Fläche des Sees. Paulus folgte mit seinen Blicken den weißen Schaumstreifen, die das Boot hinter sich zurück ließ, er blickte zum Himmel auf, an dem einzelne goldrothe Wölkchen langsam dahinschwammen, und lauschte der einfachen Melodie des Schifferliedes, das die Sclaven sangen. So war er auch oft auf dem Nil gefahren, den weisen Pädagogen zur Seite, der ihm von der uralten Cultur des Märchenlandes Aegypten erzählte. Heute stand er allein da, ein freier Mann im Vollbesitz eines fürstlichen Reichthums, um dessen Freundschaft sich geistvolle Männer bewarben. Und noch Eins fiel ihm ein. Damals hatte ihn der Rath der ältern, erfahreneren Begleiter von allen heißen Lockungen des Orients ferngehalten, die schwarzen Sterne üppiger Schönheiten hatten vergebens zu ihm herübergeleuchtet.

Heute konnte er auch in diesem Puncte thun, was er wollte, und er fand in seiner Lebensanschauung keinen Paragraphen, der ihn hätte hindern sollen, einem schönen Mädchen, wie jener goldhaarigen Chloë, so tief in die Augen zu schauen, wie sie selbst zuließ.

Die Villa des Kallistratos, der das Boot sich rasch näherte, bot einen malerischen Anblick dar. Auf schmaler Fläche hoch über dem Spiegel des Sees erbaut, stand sie mit diesem durch eine steile und in's Wasser vorspringende Freitreppe in Verbindung. Der Unterbau lag schon im tiefen Schatten, während die Zimmer noch röthlich glüthen, und das Ganze glich eher einer unnahbaren Festung, als der Villa eines friedlichen Philosophen. Wo die Treppe vor einer hohen Säulenhalle mündete, standen fremdartige Sphinxbilder aus kostbarem Stein, die geheimnißvoll die Pforte eines Tempelraumes zu bewachen schienen.

An einen der riesigen Thierleiber gelehnt empfing Kallistratos seinen Gast. Er sah heute jünger und munterer aus als neulich, im lockigen Haar trug er einen Kranz weißer Rosen, das schwarze Gewand hielt ein von Edelsteinen blitzender Gürtel zusammen. Kein Sclave wurde sichtbar, der Hausherr schien der einzige Bewohner seiner Burg.

„Sei mir willkommen," sagte er, indem er Paulus herzlich umarmte, „sei mir willkommen auf der Stätte der alten Alba longa, die Euch Römern manche Mühe gemacht hat. Die alten Götter sind vom entweihten

Boden zwar gewichen, — außer der Vesta, die allerdings nirgendwo mehr hingehört in unsern Tagen, — aber Gastfreundschaft blüht wieder hier, seit Kallistratos seine Penaten hier aufgestellt hat."

Er reichte dem Freunde den Arm, und sie gingen durch die Halle, von der aus sich eine herrliche Fernsicht über die Ränder des Sees hinweg bis zum Meer aufthat, in dem eben die blutrothe Sonnenscheibe langsam unterging. Im ganzen Hause herrschte Todtenstille. An die Halle stieß eine Pinakothek, eine Gemäldegallerie mit einer Auswahl trefflicher griechischer Meister, an denen die Beiden schweigend hinschritten. Am äußersten Ende angekommen, öffnete Kallistratos eine schmale Thür und sagte: „Laß Dir gefallen, lieber Paulus, ein Paar friedliche Stunden in meinem Studierzimmer mit mir zu verbringen, ich habe außer Dir keine Gäste geladen und denke, wir werden hier ungestörter plaudern können, als in einem meiner großen Triclinien, die auf Viele berechnet sind."

Ein bläuliches Halbdunkel erfüllte den mäßig großen Raum, die Wände waren mit schwarzem Marmor belegt, aus dessen dunkler Fläche seltsame Schriftzeichen in Gold hervorleuchteten. Die Kuppel der Decke ahmte in blauem, schimmerndem Glasfluß das Himmelsgewölbe nach, an dem einzelne Sterne funkelten. Alles Licht, das herein drang, schien von oben durch diese Kuppel zu kommen. An den Seiten stand seltsames Geräth, Schädel von Menschen und Thieren, kostbare Tische

mit vergoldeten Füßen und Platten von Citrusholz, auf denen zahlreiche Rollen und Pergamentbücher lagen. Den Boden deckte ein weicher Teppich, auf dem jeder Schritt unhörbar verhallte, die Luft war mit süßem Weihrauchduft erfüllt.

„Und nun, mein Paulus, bist Du erst eigentlich bei mir,“ sagte Kallistratos, indem er dem Freunde einen weichen Divan heranrückte und selbst auf einer Sphinx aus halb durchsichtigem, seltsam funkelndem Stein, deren Rücken zu einem Sessel gestaltet war, Platz nahm. „Hier ist meine Werkstatt, hier besuchen mich meine eigensten Gedanken, hier bin ich freier in mir selbst, als der Kaiser auf seinem Thron.“

Er hielt einen Augenblick mit Reden inne, legte die Hand auf die Sphinx, aus der ein gespenstisches, röthliches Licht zu strahlen schien, und schaute Paulus durchdringend an. Dieser bemerkte während der Worte, wie die blaue Himmelswölbung der Decke sich langsam drehte und wie die Sterne daran beständig sich verschoben und neue Figuren bildeten. In der Ferne ertönte eine leise Musik, aus einer goldenen Schale wirbelte beständig Weihrauchdampf auf, der nach und nach die Umrisse der entfernteren Gegenstände des Gemachs immer unbestimmter machte. Plötzlich flog im Hintergrund eine Thür auf, durch die ein rosiger Lichtschimmer hereinfluthete. Die Musik erklang lebhafter, und vier schöne Knaben, nur leicht mit goldgesticktem Gewand verhüllt und im lockigen schwarzen Haar mit Rosen

bekränzt, brachten auf silbernen Schüsseln den ersten Gang der Mahlzeit. Sie rückten zwei Tische heran und reichten die Speisen dar, alles schweigend und geräuschlos; das Gespräch, das sich zwischen Kallistratos und seinem Gaste entwickelte, wurde durch ihr öfteres Kommen und Gehen nicht gestört.

„Du sprachst, glaube ich, gestern von Deiner Lebensanschauung," begann Kallistratos in behaglichem Gesellschaftston, „und ich erinnere mich auch, daß wir bei Terentius beinah in ein philosophisches Gespräch über die verschiedenen Religionen hineingerathen wären. Dort war nun freilich nicht der Ort dazu, und wo Viele beisammen sind, können sich überhaupt zwei niemals ordentlich unterhalten. Wenn es Dir recht ist, wollen wir jetzt jenes Gespräch wieder aufnehmen."

Es war Paulus nicht sonderlich klar, in wiefern diese wissenschaftliche Unterhaltung unter vier Augen mit dem gehofften Erscheinen der schönen Chloë von Tusculum zusammenhängen sollte, aber er fügte sich dem Wunsche.

„Und zu welcher Religion wolltest Du mich bekehren?" fragte er, auf den zwanglosen Ton des Griechen eingehend.

Kallistratos lächelte fein.

„Du mißverstehst mich, lieber Paulus, von Bekehren ist nicht die Rede. Ich wollte Dir eigentlich nur Einiges zur Beleuchtung dessen, was von allem Götterglauben zu halten ist, aus meinem Leben erzählen.

In unsern Tagen, wo die Welt voller Religionen ist, wo jede Straße widerhallt von tausendfachem Lärm und Gezänk der Priester, wo der Tempel bald mehr sind als der Häuser, da mag es für einen jungen Mann wie Dich, mein Paulus, wohl von Werth sein, die Stimme eines alten, vielgeprüften Wanderers zu vernehmen, der manches Jahr durch jenes Wunderland gepilgert ist, das die Menge Religionen nennt. Freilich wird Dir mein Urtheil furchtbar nüchtern vorkommen, denn die ganze Welt ist durchqualmt von blauem Opferdunst, der Himmel ist mit Donnerwolken verhangen und die Stirn der Menschen zu Boden gepreßt, wohin man schauen mag, so daß es schwer hält, zur reinen Aetherluft vorzudringen. Du kommst auch nicht heraus aus der allgemeinen Nacht durch Grübeln und Sinnen, die Lampe des Studirzimmers und der Hauch modernder Schriftrollen machen Dich nicht frei, das Leben selbst ist die Sonne, die Dich vielleicht spät, aber doch sicher erleuchten wird. Mein Vater war ein alter, weiser Mann, so lange ich ihn kannte, er gehörte zu Denen, welche den Werth ihres Lebens nach den Pfunden Papyrus berechnen, die sie darin verschrieben haben. Er verfertigte Bücher über Alles im Himmel und auf Erden, correspondirte mit dem weisen Plutarch und allen Größen der Welt und meinte, wer Alles wüßte, wüßte auch das zum Leben Brauchbare, was sein größter Irrthum war. Ich wußte seine halbe Bibliothek auswendig, ehe ich ordentlich lesen konnte, und er sah

einen neuen Platon in mir. Weil ich sein Wissen so leicht erbte, meinte er, mein Leben müßte dahin fließen, wie ein Strom in ebenem Bett, der nie über seine Ufer schäumt, und weil ich ein Knabe war, meinte ich es auch. In den Rollen der Philosophen stand es ja zu lesen, daß ein großes, ewiges Sittengesetz die Welt regiert, das eine starke Hand von oben hält und durchführt. Es stand auch Einiges darin, daß des Menschen Wunsch sich manchmal wider das Gesetz auflehnt, aber es sollte sein wie ein ohnmächtiges Rütteln an ewigem Werk. Und als ich in's Leben hinaustrat, da ging diese Weisheit der Philosophen vor mir auf wie ein Rauch, ich wußte nicht, wo ich sie fassen sollte. Nicht die Moral regierte die Welt, sondern die Leidenschaft, nicht die Tugend, sondern die Macht, nicht die Stimme der Guten und Frommen, sondern der Ruf der thörichten Menge. Mein Vater starb, ich stand allein. Um mich brandeten die Wogen des zügellosen Genußlebens von Korinth, und ehe ich's recht wußte, rissen sie mich fort. In wenig Monden war ich ein Anderer geworden. Auf den Rollen des Vaters lag der Staub, die Studirlampe stand vergessen im Winkel; wenn ich jetzt spät in der Nacht heimkehrte, dann bekränzte ich nicht mehr in frommer Ehrfurcht die Marmorherme des Vaters Homer, sondern ich warf mich mißmuthig auf mein Lager, von Wein und Liebe ermattet. Aber ganz war der alte Sinn nicht aus mir gewichen, es kam der Tag,

wo ich meine wilden, zügellosen Rosse wieder bändigen lernte."

Kallistratos schwieg. Die Sclaven trugen den letzten Gang der Mahlzeit hinaus und brachten köstliche Bernsteinbecher und eine alte, schwere Amphora orientalischen Weins, aus der ein berauschender Duft stieg.

„Du wurdest fromm?" fragte Paulus, den die seltsame Erzählung mehr fesselte, als er anfangs gedacht hatte.

„Ja, ich wurde fromm!" sagte der Grieche, indem er seinen Becher leerte. „Ein Mädchen, das ich mit glühender, sinnlichster Leidenschaft geliebt, hatte mich verlassen. Ich war wüthend, ich schloß mich in mein Zimmer ein und raste gegen Alles, was mir in den Weg trat. Ich zerschlug die Büsten der Philosophen, die noch aus andern Zeiten darin geblieben waren, und riß die alten Rollen in Stücke. Da haftete plötzlich mein verstörtes Auge auf einem Satz einfältiger Weisheit, der in einem der staubigen Bücher stand. „Die Gottheit findet nur, wer sie sucht." Ich weiß nicht, wie es war, aber in meine Seele fiel es wie eine helle Erleuchtung. Mir wurde zu Muth, als sei das alte Gesetz der Moral, das ich verloren gegeben hatte im Rausch des Lebens, doch nicht ganz unsinnig. Aber ich fühlte, daß die Gebote der Philosophie mich allein nicht über Wasser halten konnten, ich mußte ein Anderes, Greifbares haben. Und ich sagte mir, wenn Götter über uns sind, wenn Götter sich erkennen lassen, dann

ist in ihnen der Halt gegeben, der Dich erlösen, Dich befreien wird! Es klingt so gut, wenn ich jetzt daran gedenke. Wie richtete die vom ewigen Sinnentaumel müde Seele sich auf an dem Bild der gerechten Götter, denen zu dienen ein Höheres sei, als geschminkte Mädchen zu küssen und den alten Kopfschmerz in immer neuen Weinesfluthen zu ertränken. Trink' aus, Paulus, der Wein gibt die rechte Stimmung zum Anhören der Geschichte eines modernen Menschen. Wenn das Fahrzeug scheitert, so berauschen die Matrosen sich in Wein, und Du sollst gleich hören, wie herrlich glorreich ich mit meinen schönen Ideen Schiffbruch gelitten habe. Ich will mich kurz fassen und Dir nicht Alles im Einzelnen ausmalen. Aber ich sage Dir, ich habe um die Gotteserkenntniß gedient, wie nur je ein Liebhaber um ein sprödes Mädchen. Osten und Westen, Norden und Süden hab' ich durchwandert, von Land zu Land, von Strom zu Strom, von Heiligthum zu Heiligthum. Alle Wege thaten sich mir auf, die Warten des Himmels, die geheimnißvollen Labyrinthe und Höhlen der Erde, der weite Oceanos von den Säulen des Hercules und dem Dünensand der eisigen Küste Britaniens bis zur gluthheißen Woge Indiens, — — der Weg zu den Göttern blieb mir verschlossen. Es ist eine alte Philosophenstimme, daß alle die tausend Kulte blos Ausstrahlungen der einen rechten Verehrung, alle die tausend Götter blos Formen eines einzigen Gottes seien. Ich wußte nicht, ob es wahr sei. Ueberall

hab' ich gebetet, überall war Thorheit, Trug und Sinnenlust. Wenn in Hierapolis der heilige Stein in stiller Nacht erglühend den weiten Tempelraum erhellte, wenn die Orakel dumpf aus der todten Brust der Götterbilder heraustönten, wenn heiliger Wahnsinn die Beter ergriff, wenn die Stiere der Göttin im Tempelhof sich friedlich neben den zahmen Löwen lagerten: — dann meinte ich auch, ich sollte glauben! Als ich aber einmal hinter alle die Schliche und gemüthlichen Witzchen der Priester gekommen war, gemerkt hatte, warum der durchsichtige Stein von innen glühte, wenn ein Lämpchen darin angezündet wurde; warum der bärtige Apollo sich bewegte, wenn der Priester in der Nische die Puppe am Strick zog, und warum der fromme Einsiedler auf der Säule bei siebentägigem Fasten nicht verhungerte, wenn in der hohlen Säule ein Flaschenzug mit dem Frühstück daran auf und ablief, — — und als ich einmal die keuschen Priesterinnen so gut kannte, daß um meinetwillen ihr Geschlecht nicht auszusterben brauchte, — da hörte der Glaube auf, das Wissen fing an und zwar kein sehr erbauliches Wissen. Nicht der Sonnenkuß des Serapis in Kanopus, nicht der heilige Apisstier und nicht die Krokodile von Arsinoe haben mich Beten gelehrt. Ich bin zu den Weihen der Hecate hinabgestiegen in den schauerlichen Tempel im Erdenschlund, ich weiß es, was die Jünger des Sabazios treiben, ich kenne alle billigen Wunder der Isisdiener, — von der Göttin Hecate, dem Gotte Sabazios, der

Allmutter Isis selbst hab' ich nichts erfahren. Eleusis hat mir keinen Halt geboten, die Weisheit der Druiden war an mir verloren, die Martern des Mithras haben mich nicht zum Licht emporgeführt. Aber fern an der Reichsgrenze, wo ewiger Nebel wallend über dem Rhenus zieht, da hab' ich, eben aus den Mysterien des Soldatengottes Mithras erstanden, mich selbst wiedergefunden — zum zweiten Male und in besserem Sinn. Es war ein dunkler, stürmischer Tag, unter mir rauschte der graue Strom, und die Wolken jagten unstät über mir dahin. Da überdachte ich mein verlorenes Leben, ich sah meinen in Beten und Kasteien abgehärmten Leib an, und ich schlug mir mit der Hand vor die Stirn und schalt mich selbst einen Narren. In jener Stunde aber ist es mir auch aufgegangen, was eigentlich des ganzen Weltenräthsels Lösung ist, was die Menschen im Himmel suchen und in tausend nichtigen Bildern verehren. Ich entschlummerte müde unter einem windzerzausten Eichenstamm, und meine letzten Gedanken zogen mit hinüber in den Traum. Mir ward zu Muthe, als stände ich vor dem Parthenon auf der Akropolis von Athen. In unermeßlichem Abendgold, in hundert glühenden Farben lag das Wunderland von Attica zu meinen Füßen, purpurn strahlten die Säulen des gewaltigen Tempelbaues, — ich war allein, ganz allein oben, einsam über all' der Herrlichkeit. Und ich wollte beten. Aber aus dem bläulich verschwimmenden Innenraum des Tempels dröhnte eine Stimme, mäch-

tig, tief einschneidend wie der scharfe Metallklang geschlagenen Erzes, und sprach: „Ich bin nicht hier, zu dem Du betest. Was hier steht, ist Menschenwerk ...“ Und die Sonne versank, es wurde Nacht um mich her. Und wieder ward mir zu Muthe, als wüchsen mir gewaltige Schwingen, als schwebte ich hoch über die ragende Akropolis weg ungekannten Himmelsfernen zu. Zu den Sternen wollte ich hinauf, zum Sitz der Götter, — mein Wille trug mich. Ich meinte, die Himmelslichter müßten verbleichen dort oben, die Wohnungen der Seligen, der Unsterblichen müßte sich mir aufthun. Unter mir verschwand die Erde, ich sah sie kaum noch. Eine uferlose, tiefe Bläue leuchtete von oben, es wurde heller. Der Olymp ist nahe, dachte ich. Da stieß mein Haupt unsanft wider eine hohe, schwer lastende Wölbung, die angestoßen seltsam schwingenden Metallklang gab. Und lange fortzitternd schien der Klang sich zu Worten zu gestalten: „Was suchst Du hier? An dieser stahlblauen Kuppel ziehn die Sterne hin, seitdem die Welt steht, alles Gewordene endet hier, was darüber hinausliegt ist das leere, ewige Nichts, das kein Gedanke durchdringt. Hier sind keine Götter.“ Noch faßte ich es nicht ganz, mein Blick hing noch suchend an der Wölbung, als wollte er hindurchschauen. Und wirklich — mitten im Blau — in einer neuen, leuchtenden Helle schien eine Gestalt sich zu bewegen, ein schönes, freundliches Bild von vertrauten Formen, — — ein Götterbild schien es mir zu sein, von Allen

das herrlichste. Und doch, — so unendlich bekannt dünkten mir diese Züge. Ich wollte zu ihm — wollte seine ausgestreckte Hand ergreifen, — wieder stieß mein Haupt an die eherne Kuppel, rollte der zitternde Klang des Erzes durch den stillen Raum. Und wieder ward er zu Worten: „Thörichter Mensch, das schöne Bild, das Du siehst, bist Du selbst. Die metallene Wölbung ist ein Spiegel. Hier oben ist Alles kalt und todt, nicht an diesem blauen Erzschild des Himmels wohnt Gott, nicht in den marmornen Säulen Eurer Tempel da unten. Er wohnt im Menschen selbst, denn der Mensch in seiner Schönheit ist das Höchste, das Vollendetste, — — er wohnt in Dir!" Der Traum zerfloß, ich erwachte. Warme Sonne leuchtete auf mich nieder. Mein Geist war klar, neue Kraft rann durch meine Adern. Vor mir stand ein wunderschönes wildes Mädchen, das den Soldaten in's Lager gefolgt war. Ich sah das Ebenmaß ihrer Glieder, den feurigen Blick der dunklen Augen, — — und wie eine große, feste Wahrheit überkam es mich: Das Edelste, das wahrhaft Göttliche — ist der Mensch. Und sein höchster Gottesdienst ist die Leidenschaft, die heiße verlangende Liebe. Ich schlang meine Arme um das Kind, das sich mir gern hingab, und küßte es . . . Mein kranker Geist war geheilt, ich war frei!"

Kallistratos schwieg und trank ruhig seinen Becher aus. Die ferne Musik tönte stärker, in mächtigeren Wolken dampfte der Weihrauch auf. Es schien, als

falle von der leuchtenden Sphinx oder dem kreisenden Sternengewölbe her ein hellerer Lichtschimmer auf die bleichen, schönen Züge des Griechen.

Paulus fühlte seine Stirn glühen, er wußte nicht: kam es von dem starken Wein, den der Sclave beständig einschenkte, oder der aufregenden Erzählung.

„Und wie hast Du seitdem gelebt?“ fragte er nach einer längeren Pause.

„Meinen neuen Göttern habe ich gelebt. Die Moral der Philosophen, sagte ich mir, ist nichtig, die Götter in den tausend Tempelhallen sind Trug, die ganze Welt ist ein wüster Tummelplatz roher Kräfte, blinden Zufalls, hinter dem der todte, öde Metallschild des Himmels, das leere Nichts steht, sie ist gleichsam ein ewiger Schiffbruch, wo Jeder nach der Planke greift, die ihm zunächst schwimmt. Aber Eins ist in dieser tollen Welt Jedem gegeben, was ihn erheben, erfreuen kann, ein Gebet, einen Gott hat er noch. Sein Gebet ist die Liebe, die wilde, glühende Leidenschaft, die sich entzündet im Anblick des Schönen, im Anblick des Menschen. Der Liebe und der Schönheit habe ich dieses Haus gebaut. Freilich bin ich oft allein geblieben mitten in der Welt; viele dienten um mich her demselben, wie ich, aber keiner hatte die rechte Theorie dabei. Alle waren in Angst und Sorgen, ich allein that es frei und bewußt. Und doch, mein Paulus, laß es Dir gesagt sein, meine Lehre ist die älteste in der Welt und die neueste zugleich, sie ist die beste. Wenn Alles

in's Nichts versinkt, wenn das ganze Dasein in Wahrheit ein ungeheurer Schiffbruch ist, der uns unaufhaltsam in die Tiefe zieht, — so wollen wir wenigstens langsam und selig untergehen, den Blick haftend an den Sternen, die wir nicht erreichen, aber doch bewundern können, den Geist vom heiligen Dionysostaumel umschwebt, den Arm um ein blühendes Weib geschlungen. Mit dem Tode endet der Leib, endet mit ihm der Geist, — die reine Form zerfällt, das Werk der Verwesung ist unschön, ist ungöttlich. Erst wenn aus den todten Stoffen ein neuer, vollendeter Leib mit einer neuen, verlangenden Seele geworden ist, erst dann lebt der Gott in der neuen Verwandlung auf. Das Leben, das Diesseits ist unser Reich, wir selbst sind unsere eigenen Götter, — denn, o Paulus, an uns haftet die Schönheit, in uns thront die Leidenschaft. Wenn wir mit uns selbst zu leben wissen, so leben wir ein göttliches Leben, so sind wir in Wahrheit den alten, erträumten Göttern gleich."

Mächtiger rollte bei den letzten Sätzen die Rede des Griechen, sein Auge war fest auf Paulus gerichtet. Und der junge Römer, der diesen Zauberklang des hellenischen Organs nie vernommen, der diesem berauschenden Gemisch griechischer Schönheitslehre und orientalischer Sinnengluth zum ersten Male gegenübertrat, fühlte seinen Geist mächtig und seltsam erregt. Eine neue Welt schien sich vor ihm aufzuthun, eine Welt voll Farben und Duft, voll süßen Klanges und seliger, himmlischer Gefühle.

Grade jetzt aber, wie auf genaue Verabredung, rollte der Vorhang vor einer Nische im Hintergrund des Gemachs auseinander, eine blendende Helle fluthete herein, und vier schwarzäugige Mädchen mit wehendem Haar, Thyrsosstäbe in den Händen, die leichten Gewänder von Weinranken umschlungen, erschienen in der offenen Thür.

„Evoe, Evoe," rief die erste der einstürmenden Schönen, „wie lange währt das Gespräch der Weisen? Wißt Ihr nicht, Ihr thörichten Menschenkinder, daß heute ein Fest der Götter ist? Heraus aus der engen Zelle, heraus, Dionysos naht, folgt uns!"

Zugleich ertönte von außen eine stürmische Bacchantenmusik, rother Fackelglanz erhellte das ganze Zimmer, ein wilder Festzug schien sich zu nahen.

„Ist denn ein besonderer Tag heute?" fragte Paulus verwundert.

„Ich weiß es nicht," rief Kallistratos in fröhlichem Tone, indem er zugleich Paulus' Linke und die Rechte eines der Mädchen ergriff. „Auf dem altheiligen Boden von Alba gilt ein besonderer Kalender. Folgen wir einstweilen diesen schönen Nymphen!"

Eine lange Säulenhalle that sich vor Paulus' verwirrten Blicken auf, eine bunte, phantastisch gekleidete Menge wogte heran und schloß sich um den Griechen und seinen Freund zu engem Zuge zusammen. Massen von Rosen wirbelten von der Decke herab und erfüllten die Luft mit berauschendem Duft, die grellen Klänge

der Musik schmetterten wild über die ausgelassenen Schaaren von Bacchanten und Bacchantinnen hin, die ganze, vorher so todte Villa schien erfüllt von Leben und toller, rasender Freude, die sich in den vielen erhitzten Wangen und glühenden Blicken aussprach.

Die Halle mündete ins Freie, eine breite, mit Teppichen belegte Marmortreppe baute sich im Glanz der Fackeln vor Paulus auf. Er hatte keine Ahnung, wohin der Zug führte, aber frische Luft wehte ihm jetzt entgegen, zwischen dem röthlichen Qualm erschienen die schimmernden Sterne des Nachthimmels. Dann traten düstere Baummassen aus dem Dunkel hervor, zwischen den Stämmen flammten rothe und blaue Lichter, wogten dicht gedrängte Schaaren Tanzender, erscholl lauter Zuruf und gellendes Getön von Castagnetten. Als Paulus sich umwandte, sah er rechts und links von der schwärzlichen Masse der Villa den runden See im Mondlicht schimmern, der Weg führte aufwärts, in den Gebirgswald hinein. Aber der Frieden der Nacht war aus dieser Gegend gewichen, die alten, knorrigen Eichenstämme strahlten in taghellem Schein, bis in die rauschenden Wipfel hinein durchzitterte sie der rasende Bacchantenjubel.

Evoe, Evoe!

Wohin Paulus Auge sich wandte, dieselben Lichter, dieselbe Farbenpracht, derselbe Schimmer dunkler Mädchenaugen. Der wilde Taumel riß ihn eine Zeit lang mit fort.

Kallistratos' Hand ließ los, im Gedränge verlor er den Begleiter, eins der Mädchen drückte ihm einen vergoldeten Thyrsosstab in die Hand und schmiegte sich fest an seinen Arm.

Evoe, Evoe!

Mitten in all' dem Jubel, der glühenden, berauschenden Sinnenpracht, tönte ihm das Wort des Kallistratos durch die Seele: „Dionysosrausch des Lebens!" An nichts Anderes dachte er mehr . . .

Die Tänzerin an seiner Seite war ermattet, ihr Arm stützte sich fest auf den Begleiter und zog diesen einen Augenblick aus dem ärgsten Gedränge heraus.

Ueber den Beiden rauschte das purpurn erglühende Laub einer mächtigen Eiche, tief aufathmend preßte Paulus die freie Linke gegen die gefurchte, thaufeuchte Rinde des Stammes und schaute in die prachtvoll geschnittenen Augen seiner Tänzerin.

Da plötzlich berührte eine leichte Hand, um den Baum herumlangend, seine Schulter. Er wandte sich rasch, sah aber in dem Halbdunkel hinter sich nichts. Nur eine wohlbekannte Stimme rief halblaut: „Tanais, Tanais, schöner Paulus, ach, schon vergessen?"

Er ließ seine etwas verdutzt dreinschauende Dame los, bog das Gebüsch neben dem Stamm auseinander und wollte der Rufenden, die keine andere sein konnte, als Chloë, rasch nach. Plötzlich aus dem hellen Glanz in's Dunkle versetzt, stolperte er zunächst über mehrere knorrige Wurzeln am Boden, brach sich gewaltsam

durch die krachenden Schößlinge des Eichbaums Bahn und sah sich dem Eingang eines schmalen Pfades gegenüber, auf dessen Moosboden ein matter Wiederschein der in einiger Entfernung lodernden Pechpfannen fiel. Hier mußte die Gesuchte verschwunden sein, ohne Zögern schlug er den Waldweg ein, obwohl dieser in fast grader Linie von der Lichtung mit den Tanzenden wegführte.

Eine Zeit lang folgte er der Richtung desselben, wobei sich seine Stirn in der feuchten Waldluft wieder etwas kühlte.

„Ein tolles Fest!“ dachte er. „Wer konnte wissen, daß die stillen Ufer dieses geheimnißvollen Sees solche nächtlichen Lustbarkeiten verbargen! Das ist allerdings mehr werth, als Terentius' naives Zechgelage mit den weisen Reden des Sertorius. Beim Zeus, ich werde diese edle Dame von Tusculum finden, — und sollt' ich darum den ganzen Albanus hinaufklettern!“

Halt! Da kroch wieder eine Wurzel, schwarz wie eine Schlange, im bläulichen Schimmer des Mondlichts über den Weg.

Hohe Farrnkräuter nickten gespenstisch daran hin.

Eine Quelle rieselte in schmaler Ader wie flüssiges Silber darunter.

Fern und ferner verklang die Musik.

Der Pfad führte bergan, tief unten hallte das „Evoe!“

Jetzt eine hochschlagende Welle stürmischen Jubelrufs, — einzelne dumpfe Klänge des Muschelhorns, — dann plötzliche Stille.

Paulus blieb stehen. War es denn nicht eigentlich thöricht, hier noch weiter zu laufen? In den öden Wald hinein?

Er zögerte, ob er umkehren sollte.

Plötzlich raschelte es neben ihm im dichten Unterholz. Grade trat der Mond hinter einer Wolke hervor, sein Licht fiel hell auf den Pfad. Paulus sah jetzt erst, daß er an einem Kreuzwege stand, rechts und links verliefen moosige Waldpfade im dunklen Forst. Ein kleines, rohes Götterbild im Hintergrund warf einen langen, gespenstischen Schatten quer über die Lichtung in der Mitte.

Als Paulus sich nach der Ursache des Geräusches umdrehte, sah er dicht hinter sich die gebeugte Gestalt eines alten Weibes, das ein Kräuterbündel trug und sich auf einen großen, weißen Stab stützte. Sie holte keuchend Athem, wie nach schwerer Anstrengung, ein leiser Schauder ergriff den jungen Römer, als er die tiefliegenden, funkelnden Augen auf sich gerichtet sah, unwillkürlich trat er einen Schritt zurück.

„Ei, schöner Herr,“ sagte die Alte mit krächzender Stimme, „so weit ab von den fröhlichen Mädchen und Gesellen da unten? Liebt man denn jetzt auch am Kreuzweg?“

Paulus wollte mit einer Frage nach Chloë antworten, in demselben Augenblick aber griffen ihm von hinten zwei weiche Arme um den Hals und eine aufgeregte Stimme rief: „Sieh sie nicht an, sieh sie nicht an, es ist die Berghexe, sie thut Dir ein Leid an!“

„Ach,“ sagte die Alte, „Dich kenn' ich ja, Schätzchen. Ach Gott, die Hexe thut euch nichts, ist ja alt und krank jetzt. Geht ihr nur immerhin im Eichenwald spazieren, es ist ja eine lustige Nacht heute!“

Damit verschwand sie mit leisem Rascheln wieder zwischen den hohen Stauden. Paulus aber sah sich im hellen Mondlicht der blonden Chloë von Tusculum gegenüber.

„Ach ihr Götter!“ sagte sie, indem sie sich dicht an ihn schmiegte und seine Rechte mit beiden Händen festhielt, als könne er ihr wieder entlaufen. „Sie ist schrecklich, sie zaubert Dir den Mond vom Himmel zu, und grade hier am Kreuzweg!“

„Du bist ja selbst hierher gelaufen . . .“

„Nun ja, weißt Du denn nicht — ach nein, Du weißt es nicht, dort hinten liegt das Waldhaus mit der Treppe — — komm nur hier weg, ich bitte Dich, sonst bringt die Hexe uns alle Beide um, sieh nur, was die Göttin dort — sie sei uns gnädig — für Gesichter schneidet — komm, komm!“

Das Mädchen zitterte wie Espenlaub, aber die Furcht schien ihm zugleich eine sehr willkommene Gelegenheit zu geben, sich möglichst innig an Paulus anzuschmiegen. Nachdem er ihr das wirre Goldhaar aus der weißen Stirn gestrichen und sie ein Paar Mal auf die kirschrothen Lippen geküßt hatte, schien auch ihre Angst bereits stark gemildert. Sie erzählte lachend, welchen Spaß es ihr gemacht hätte, vor Paulus herzulaufen,

wie derselbe im Finstern herumgestolpert sei, wie die wilden Ochsen in ihrer scythischen Heimath, und wie es doch höchste Zeit gewesen sei, daß sie ihn vor den Augen der schwarzäugigen Schönen an der Eiche gerettet hätte. Sie theilte ihm dann ferner mit, indem sie im Gehen ihr Köpfchen ziemlich fest an seine Brust sinken ließ, daß diese ganze Waldstrecke hier noch im Besitz des Kallistratos sei, daß hier oben eine kleine Hütte zum Obdach für Jäger liege und daß aus dieser ein unterirdischer Stollen direkt in's Haus des Kallistratos zurückführe. Sie sprach zu ihm, als sei er seit Jahren ihr bester Bekannter, und ihm kam es vor, als habe er nie ein reizenderes Mädchen kennen gelernt.

Wirklich fand sich das Forsthaus, ein kleiner Bau mit einem Bilde der Diana im Innern, vor dem trotz der völligen Stille und Einsamkeit der Gegend eine große Lampe brannte.

„Warte," sagte das Mädchen, „hier ist auch irgendwo noch eine alte Flasche versteckt." Es fand sich ein bestaubtes, bauchiges Glasgefäß, nach einigem Suchen auch ein Becher von Horn.

Chloë goß den stark duftenden Wein ein, trank selbst einen guten Schluck und kredenzte ihn Paulus. Wie sie so vor ihm stand, vom hellen Mondlicht, das die Oeffnung der Decke hereinließ, voll beleuchtet, kam sie ihm wie eine verführerische Waldgöttin, wie die Dryade einer der uralten Eichbäume, die draußen rauschten, vor. „Wie kommt der köstliche Wein hierher?" fragte

er. — „Silvanus und seine Mitgötter haben ihn gekeltert. Wie kannst Du fragen? Wo komme ich her? Wo kommst Du her? Ist diese ganze Nacht nicht frei, nicht Dionysos geweiht? Eine schöne Fabel ist's, ein Märchen, was wir leben. Wenn Du fragst, verschwindet der Zauber. Aber ich will gnädig sein und wenigstens mit Dir verschwinden. Da, durch diese Thür geht's hinunter. In einer viertel Stunde sind wir wieder in Kallistratos' Hallen, wo die Bacchanten rasen, wo der fröhliche Gott herrscht, — wo Chloë fortan Deine Tänzerin sein soll!"

Und sie ergriff die strahlende Lampe und leuchtete ihm voran die Stufen hinab. Im Niederschreiten ruhte sein Auge auf der wunderbaren Plastik ihres hoch erhobenen, schneeweißen Armes, von dem das Gewand zurückglitt. Die Rede des Griechen fiel ihm ein von dem Göttlichen in der Gestalt des Menschen. Und dem Dienste dieser Gottheit in Liebe und Leidenschaft . . ."

— — — — — — — — — — — — — —

Der Bacchantenlärm in den Hallen der Villa und im nahen Walde war verstummt. Die Nacht neigte sich zu Ende, stärker rauschte der Wind über die Wasserfläche des Sees hin, — durch das Schilfgras unten am Ufershang und die Eichen oben auf dem Albanus ging ein Flüstern, ein Brausen, — der Morgen kündigte sich an. Dichter Nebel lag noch auf dem Spiegel des Sees, die Sterne verschwanden nach und nach,

ein seltsames Wogen und Treiben kam in die geballten Wolkenmassen im Osten über dem See von Memi, ein matter Purpurglanz glitt darüber hin, wie von fernem Feuer.

Die Marmortreppe, die zum Walde führte, war leer, hier und dort verglühte eine einsame Flamme in hohem Kandelaber, die erkaltende Asche entsandte eine hohe, starr dastehende Rauchsäule.

Welke, halb zertretene Rosen waren überall auf dem Boden zerstreut, ein geknickter, thaufeucht blinkender Thyrsosstab lag quer über den untersten Stufen. Sein Besitzer, den der wilde Gott in Schlaf gebannt, ruhte seitwärts an die Brüstung gelehnt.

Jetzt nahte ein harter Schritt auf dem steinernen Pflaster, Kallistratos stieg langsam, die Arme über der Brust gekreuzt, die Stufen herab. Er war bleich, die Locken wehten wild in seine Stirn. Nach toll durchschwärmter Nacht suchte er jetzt Kühlung in der frischen Morgenluft, er suchte Ruhe nach stundenlangem Lärm.

Sinnend schritt er an dem lallenden Schläfer vorüber und stieß den Thyrsosstab bei Seite. Er fiel mit klapperndem Geräusch über die Stufen, aus weiter Ferne, wie ein Echo, rief eine Eule. Schwarz und düster ragte der Albanus auf, einen Augenblick hielt Kallistratos an und schaute empor. Auf halber Höhe glühte geheimnißvoll ein rothes Licht. Der Grieche kannte den Fleck, es war die Hütte der Waldfrau.

Manchen Liebestrank hatte sie ihm schon gebraut bei dieser einsamen Flamme.

Es war kalt.

Kallistratos fuhr zusammen, als der Hauch des Windes ihn traf, der über die Villa weg vom See heraufkam.

Er trat in's Haus.

Eine dunkle Gestalt glitt ihm entgegen, seine Hand griff unwillkürlich nach dem Dolch, den er auch unter dem Festgewand nie ablegte. Aber der Andere warf sich vor ihm in die Kniee, im Zwielicht erkannte er einen seiner Sclaven.

„Was willst Du, Novus?“ fragte er mit rauher Stimme.

„Herr, Lychnis, die Sclavin, hat mittanzen müssen — Herr, sie ist mein, schone sie . . .“

„Mein ist sie, nicht Dein. Ich mache mit ihr, was ich will.“

„Herr . . .“

„Noch ein Wort, und Du siehst sie nie wieder. Marsch, aus dem Wege!“

Er schritt an dem Sclaven vorbei durch die Halle.

Wieder hielt er an.

Durch den Spalt eines Vorhangs drang gedämpftes Licht.

Flüsternde Worte tönten wie von Liebenden.

„Ach ja,“ murmelte Kallistratos und ging weiter. „Der junge Römer ist noch hier!“

Er hörte noch, wie eine Stimme sagte: „Ich gehe mit Dir, ich folge Dir überall hin, mein schöner Paulus."

Ein Lächeln glitt über die matten Züge des Griechen. Er stieß eine Thür auf und trat auf die Terrasse, die sich vor der Front der Villa über dem steilen Seeufer hinzog. Dort stützte er sich auf die Brüstung, legte die Hand an seine kalte Stirn und murmelte: „Wirst Du alt, Kallistratos? Woher diese Todesmattigkeit? Nein," fügte er, sich aufrichtend, hinzu, „noch gilt es hohen Preis. Er gefällt mir, dieser junge Römer. Er ist reif für meine Lehren. In ihm die junge Kraft, die meinen Geist erfreut, — — — dann noch Terentias schöner Leib — — o, sie haben doch recht geweissagt, die Sterne. Alles glückt, wenn nur der Mensch sich selbst erkannt hat. Und wenn wirklich schon bald Liebe und Leidenschaft zu Ende wären? Ewige Gewalten der Natur, ihr uralten Geister des inneren Weltenwahnsinns, — — vorher, vorher hinab, — in der Kraft, in der Schönheit!"

Der Morgen brach an, Kallistratos lehnte das müde Haupt an eine Säule und sah träumend in die Ferne.

Da gewahrte er Paulus und Chloë, die zusammen zum Boot hinabstiegen.

„Er nimmt sie mit! Es ist gut."

Lange sah er schweigend dem absegelnden Fahrzeug nach.

Dann sagte er leise: „Schön ist sie, schön wie ihre Mutter war, — von mir hat sie wenig. Sie können aber nicht mehr sagen, ich habe sie verkauft, sie in Schande vergehen lassen, denn als Geliebte des vornehmen Römers ist sie mehr als jede Andere. Und mir ist sie ein Pfand, daß er mir bleibt! Ja, wenn Götter wären! Ich wollte beten, ich wollte bereuen. Aber wozu beten? Das Gebet verhallt in einer öden Leere, die Reue macht das Geschehene nicht ungeschehen. Und wenn das Rad zurückliefe, es rollte wieder dieselbe Bahn. Und wenn ich bereuen sollte vor eines Gottes Thron, ich müßte eher anklagen und fragen: Warum hast Du mich so geschaffen? Ich war derselbe, als ich noch rein war in kindlicher Unschuld, derselbe, als ich in Schuld gerieth. Ich habe mich nicht selbst aus mir herausgerissen und in neue Erde verpflanzt, der Samen hat die Blume werden lassen, und der Samen stammt aus der Natur, stammt aus Gott. Ich habe Dich nicht gebeten: Laß mich werden! sondern ich ward . . ."

So stand der Grieche in quälendem Selbstringen, das Haupt an die kalte Säule gestützt, den Blick auf der grauen Wasserfläche, aus der das einsame rothe Licht der Bootslaterne aufglühte. Er wartete auf den Morgen, aber der Morgen kam noch nicht. Und ein bilderreicher Rhetor jener Tage würde ihn ein Gleichniß seiner ganzen Zeit genannt haben, seiner Zeit, die sich selbst verloren hatte und die mit dem herrlichsten

Vermögen Bankerott machte, das je ein Volk besessen, mit dem Erbe des hellenischen Geistes.

Unterdessen näherte sich das Boot rasch seinem Ziel. Paulus saß unter dem rauschenden Purpursegel, das schöne Mädchen in seinem Arm schlief.

Und wie im Traum hörte er einen Sclaven am knirschenden Ruder murmeln: „Wie das Wasser sprüht, soll Dein Herzblut sprühn, Du ehrloser Grieche. Höre mich, Christianergott, ich will an Dich glauben, wenn Du mir hilfst! Dreimal in's Herz, dreimal in die Brust, hilf mir, und ich will an Dich glauben . . .!"

Paulus hörte die Worte, ihren Sinn verstand er nicht.

Siebentes Capitel

Julia.

Die Sonne hatte schon sehr lange in das Gartenhaus geschienen, als Paulus endlich erwachte. Er fand sich angekleidet im Sessel des vordern Gemaches sitzend, die Fenster standen weit offen, eine frische, duftige Morgenluft kam über die blühenden Beete und die Orangen weg in's Zimmer herein. Der Thürvorhang des Nebengelasses war halb zurückgezogen, ein heller Lichtstreifen glitt in dem halbdunkeln Raum an den bunten Malereien und dem blauen Seidengewande der schönen Schläferin hin, die in ihrer Ruhe göttlich schön über die Polster ausgegossen dalag, den blüthenweißen Arm halb verhüllt von den Goldlocken, die gelöst darüber wegflutheten, auf den Zügen einen Ausdruck kindlichen Friedens und unschuldiger Lebenslust, wie er nicht reizender gedacht werden konnte.

Paulus sammelte nach und nach seine Gedanken,

und wie sein Auge so auf Chloë verweilte, kam er allmälig zu dem angenehmen Bewußtsein, daß dieses blonde Kind für sein einsames Leben auf der Villa eine wirkliche Bereicherung sein werde. Sein Weib konnte Chloë nicht werden und hätte es auch gewiß nie verlangt. Aber wer wollte ihm versagen, diese süße Blume in seine Gärten zu verpflanzen, die bedrückende Stille dieser Räume hier durch das helle Lachen kirschrother Lippen zu beleben, seinen glühenden Falerner sich von schneeiger Mädchenhand kredenzen zu lassen?

War Chloë anders als die Lydia und Delia und Lesbia, von denen Horaz und Tibull und Catull gesungen hatten, die unsterblich in ihren Liedern fortlebten? Durften nur die Dichter in ländlicher Stille ein zartes Mädchen küssen?

Das ganze Gartenhaus erschien ihm heute heller und freundlicher, die wilden Faune und Satyrn auf den Wänden lächelten, aus den Sprüchen Ovids klang ihm eine befreundete Weisheit entgegen. Dafür fand er jetzt, daß die Büste Platons und das Regal mit den Rollen der Philosophen fortan eher in seinem Arbeitszimmer im Herrenhause am Platz wären, als hier, wo die Schönheit nun besser vertreten war als durch Platons Schriften.

Unter solchen Erwägungen trat er in den Garten hinaus, richtete einige Worte an den Knaben Placidus und wandelte dann in angenehmem Nichtsthun durch die Laubgänge. Die Anlagen strahlten heute noch

lebhafter als sonst in Duft und Glanz, neue Blumen hatten sich geöffnet, in leuchtendem Schimmer wölbte sich der tiefblaue Himmel darüber. Nach einiger Zeit begegnete Paulus dem Procurator, der Verschiedenes mitzutheilen und zu fragen hatte.

Kurz nachdem Paulus gegangen war, wachte auch die schöne Chloë auf und fing an, sich langsam anzukleiden. Sie blickte unterdessen neugierig im Gemach herum, lachte über die Malereien und suchte dann vergebens nach einem Toilettenspiegel, um ihr goldenes Haar aufzuflechten.

„Ein schöner junger Mann!" murrte sie, „will ein so nettes Mädchen haben und hat noch nicht einmal einen Spiegel im Hause."

In diesem Augenblick gewahrte sie durchs Fenster draußen den Knaben Placidus, der an einer Säule lehnte und mit einer gewissen kindlich naiven Dummheit ruhig hereinschaute.

„Du, schöner Junge, wie heißt Du denn?"

„Placidus."

„Du bist ja ein sehr hübscher Junge, Placidus, Du kannst mir einen Gefallen thun. Was willst Du dafür?"

„Einen Kuß von Dir," sagte der Knabe rasch mit leichtem Erröthen.

Chloë lachte lustig auf.

„Bist Du schlau! Jetzt geh' aber in Deines Herrn andere Wohnung und hol' mir einen Spiegel — und eil' Dich!"

Der Knabe verschwand rasch durch den Garten.

Chloë lehnte sich auf die Fensterbrüstung und schaute behaglich gähnend hinaus.

Sie freute sich am blauen Himmel und an der hellen Sonne und sah sorglos aus wie ein Kind, nur etwas blaß.

Chloë war eigentlich, wenigstens nach ihrer eigenen Ansicht, ein überaus glückliches Mädchen. Früh von ihrer Heimath getrennt, hatte sie ihre ersten reifenden Jahre in Korinth zugebracht. Ihr erster Liebhaber war Kallistratos gewesen. Dieser hatte ihr eben als seiner Geliebten in dem wüsten Leben der griechischen Weltstadt einen gewissen Halt geboten. Eines Tages hatte er selbst das engere Verhältniß gelöst, warum, wußte sie nicht. Er hatte ihr aber einen andern Liebhaber verschafft, dem sie nach Rom gefolgt war.

Kallistratos hatte auch da noch eine sonderbare Fürsorge für das schöne Mädchen an den Tag gelegt, Chloë aber persönlich nicht mehr zu sich genommen, obwohl sie es wünschte.

Nach mancherlei Abenteuern war sie, auch auf seine Veranlassung, nach Tusculum übergesiedelt und war eben im Begriff gewesen, den Bitten eines vornehmen Stadtrömers Gehör zu schenken, als eine Botschaft des Kallistratos sie gestern plötzlich in dessen Wohnung berief unter Hinzufügung einer Menge verlockender Einzelheiten.

Jetzt, wo sie wußte, was Kallistratos bezweckt,

fühlte sie sich sehr zufrieden und strengte ihr Köpfchen nicht an, warum der Grieche wohl so gehandelt habe.

Paulus war schön, war jung, war reich: was konnte sie mehr verlangen.

Unter solchen Gedanken riß sie einen blühenden Orangenzweig ab, um ihn sich ins Haar zu flechten und sang dabei ein leichtfertiges Liedchen von Catull.

Der Knabe mit dem Spiegel kam.

Sie öffnete die Thür und ließ ihn herein.

„So, jetzt hältst Du mir den Spiegel — — so — jetzt anders — — und jetzt so. Ist es jetzt schön?"

Der Knabe bejahte.

Man konnte auch nicht leicht ein schöneres Bild sehen, als den halbreifen, schlanken Knaben mit seinem dunklen Haar, der dem reifen, blonden Mädchen den Spiegel hielt, während die Sonne ihnen Beiden über die Schulter weg mit auf die Metallfläche schaute.

„Sitzt der Zweig jetzt ordentlich?"

„Ja, jetzt ist es prachtvoll."

„Jetzt kannst Du geh'n."

Damit schlang sie ihm lustig die schneeigen Arme um den Hals und gab ihm einen Kuß. Der Knabe wurde roth, — es war wohl der erste, den er von schönen Lippen erhielt, — er küßte aber herzhaft wieder.

„Jetzt sag' mir noch, wo Dein nichtsnutziger Herr ist?"

„Im Garten.“

„So, dann will ich auch in den Garten gehn. Bleib' Du schön hier, Placidus, und bewach' uns die Thür.“

Der Knabe ging ungern ins Haus, sie schwebte leichtfüßig und singend die schattigen Pfade zum See hinab.

* * *

Um diese Zeit geschah es, daß Herr Maximus, der Gärtner, wiederum tiefsinnig in seinem Königreich lustwandelte, ohne jede Ahnung, daß ein hübsches Mädchen oder ähnliche Versuchungen der Heidengötter die Pfade des Frommen kreuzen könnten.

Herr Maximus war im tiefsten Grunde seines Herzens mit sich selbst unzufrieden, denn ob er gleich zur Brüdergemeinde der Christianer gehörte, so plagten ihn doch zu Zeiten böse Anwandlungen, die er nachher bereute.

Nun hatte ihm gestern Abend der Kellermeister des Hauses, sonst sein geschworener Feind, Frieden und Versöhnung angetragen, — wie böse Zungen behaupteten, weil derselbe sich in Abwesenheit des Herrn eine überaus elegische Stimmung angetrunken hatte.

Maximus als milder Weiser mußte natürlich solch friedlichem Begehren Folge leisten, und die Beiden hatten denn bis gegen Morgen einen Versöhnungstrunk wechselsweise rundgehen lassen, der selbst die unergründlichen Schätze eines albanischen Weinkellers zu erschöpfen drohte.

Der Erfolg war, daß der Obergärtner sich heute ernstliche religiöse Vorwürfe machte und sich daneben ärgerte, daß er sich als Freigelassener vor dem Sclaven so erniedrigt habe. Dazu kamen als dritte Folge heftige Kopfschmerzen, die alle geistige Verstimmung noch verstärkten.

Ueberhaupt fühlte sich Maximus seit einiger Zeit auf schiefem Boden.

Er war ursprünglich zu einer Zeit Christianer geworden, wo er noch Sclave gewesen war und sich daran erfreut hatte, daß nach der neuen Lehre alle Menschen gleich sein sollten. Nachher war er in der Gemeinde geblieben, weil er darin Ansehen genoß und mit seinen salbungsvollen Reden eine Rolle spielen konnte, zumal unter milden Kaisern keine Gefahr bei der Sache war. Jetzt aber wurde ihm die Geschichte täglich ungemüthlicher.

Der neue Herr der Villa war gefährlich, er schien grade ihm nicht zu trauen, — man sprach allgemein von einem Gesetze gegen die neue Lehre, das im Anzuge sei, — gestern noch waren bedenkliche Nachrichten von einem großen Christianerscandal in Rom herübergekommen, — — kurz, Maximus ahnte unheimliche Dinge und sann vergebens darüber nach, wie er den Kopf in der Schlinge lassen könnte, ohne im entscheidenden Moment mit gehangen zu werden.

Sein letzter Trost war, daß er mit seinem Gotte haderte und das Ansinnen stellte, Christus solle endlich

einmal wiederkommen und die Gottlosen zu eitel Schwefel verbrennen, ehe sie sich an den Frommen und Tugendsamen vergreifen könnten.

Als er nun in solchen Gedanken an einer Buchsbaumhecke hinschritt, sah er plötzlich zwischen den Zweigen das blaue Gewand und lockige Haar eines wunderschönen Mädchens, das ohne ihn zu bemerken langsam dahinschlenderte.

Im ersten Moment stand der hochmoralische Weise sprachlos still und schimpfte in Gedanken: „Hat man's je erlebt! — Hab ich's nicht gleich gesagt! — Ins Haus der Liebe zog er, — jetzt brüsten sich seine Dirnen schon in jedem Winkel meines frommen Gartens. O über die Menschen! O über unser Zeitalter! Herr, Du gibst ihre Feinde in ihre Hand! Siehe da, das goldene Kalb, um das sie tanzen!"

Die Gedanken der Menschen aber, hätte Homer wohl sagen können, wechseln wie die Blätter der Bäume.

Denn es verging noch keine Minute, als in Maximus auch schon durchaus andere Meinungen die Oberhand gewannen.

Er bog nämlich die Zweige sachte bei Seite, musterte mit plötzlicher Wärme das schöne Kind und trat dann in den Weg heraus, ohne auf den Schaden zu achten, den er seiner Hecke anthat.

Als Chloë die dürre, hohe Gestalt des Alten mit ihren vielen Gewändern sah, fing sie laut an zu lachen

und sagte: „Bist Du der Waldgott Picus oder der alte Pan, Freund?“

Maximus, der nach der galantesten Anrede suchte, fühlte sich bei diesen Worten in die unangenehmste Verlegenheit versetzt.

„Holde Nymphe,“ sagte er stotternd, „verzeihe . . .“

„Dein lächerliches Aussehen? Nun, Du kannst nicht dafür, Alter. Alte Leute sind lächerlich.“

„Holde Nymphe,“ begann Maximus noch einmal, indem er that, als habe er nichts gehört, „Du trägst die goldenen Blüthen im Haar, die ich gezogen . . .“

„So, hast Du das gethan? Also der Gärtner bist Du. Nun, laß nur nicht zu viel Leute Deines Gleichen hier wachsen, wenn ein hübsches Mädchen durch den Garten geht.“

„Mädchen, ich verbitte mir . . .“

„Verbitte Du Dir Deinen eigenen Anblick!“

Damit wollte sie lachend an ihm vorbei.

Maximus aber ergriff sie am Arm und sagte zornig: „Du unverschämte Dirne, meinst Du, Du dürftest hier jeden verspotten!“

Chloë suchte sich, noch immer lachend, los zu machen, als der Alte aber näher auf sie eindrang, rief sie um Hilfe und fing an zu weinen. Nun ließ der Gärtner ihren Arm frei und erklärte, er wolle ihr ja nichts thun.

Dabei machte er aber Anstalten, ihr einen Kuß zu geben.

So wenig Chloë vorhin bei dem schönen Knaben dagegen gehabt hatte, so heftig wehrte sie sich jetzt.

Sie versetzte dem Alten einen Schlag auf den zahnlosen Mund, und grade in diesem Moment nahten Paulus und sein Procurator in ernstem Gespräch begriffen durch den Laubgang.

„Und also, was ich Dich noch fragen wollte," sagte Paulus eben, „hast Du den fremden Christianer, der bei Dir wohnte — — — — —" Hier brach er ab und setzte erstaunt hinzu: „Na, — hier scheint's ja lustig herzugehen!"

Sofort, wie sie ihn sah, eilte Chloë auf ihn zu, hing sich mit der ganzen Freiheit eines verwöhnten Kindes an seinen Arm und sagte, unter Thränen lachend: „Er ist unverschämt, Geliebter, Du mußt ihn bestrafen."

Maximus hätte in die Erde versinken mögen.

Vor dem Herrn der Villa — — und vor seinem Gemeindebruder Priscus — — es war entsetzlich, — — in dieser Lage!

„Was soll das, Maximus?" fragte Paulus heftig, während Priscus ernst und schweigend den Kopf schüttelte bei der ganzen Scene.

„Herr, — — Paulus, — — Herr, — — dieses fremde Mädchen — ich wußte nicht — — es brach seltene Blumen ab . . ."

„Was wollte er von Dir?" fragte Paulus das Mädchen, das bei seiner heftigen Miene sich zitternd an ihn schmiegte.

„Nichts, er wollte mich bloß küssen.“

„So. Wir werden nachher über einen neuen Leiter dieser Gärten miteinander sprechen, Maximus.“

Der Freigelassene schwankte sprachlos fort und ergoß sich im nächsten Heckengang in einer Fluth von Schimpfreden, bis Priscus ihn einholte.

„Bruder Maximus,“ sagte der Procurator sanft, „dienst Du so Gott?“

Und der Gärtner ging schweigend wie auf den Mund geschlagen neben ihm her ins Haus . . .

„Es war ja so schlimm nicht,“ sagte Chloë und barg ihr blondes Köpfchen an Paulus Brust.

„Nein, — es war nicht so schlimm!“ sagte dieser wie sich besinnend. Dann neigte er sich lächelnd zu seinem Mädchen herab.

Chloë sah ihn an und drohte mit dem Finger.

„Weißt Du, schöner Paulus, wenn Du wieder so heftig wirst, laufe ich Dir weg, weit weg, wo Du mich niemals wieder findest. Mein Pausanias schlug mich einmal, — da sah er mich nie mehr wieder.“

„Nun, ich werde Dich doch nicht schlagen. Wo denkst Du hin, ich wollte Dich ja beschützen.“

„Der Alte war ein häßlicher Satyr, — aber Du sollst ihm nichts thun, — hörst Du, Paulus.“

„Ich will daran denken, daß Du für ihn gebeten hast.“

„Nein, — Du sollst es nicht thun!“

Und sie stampfte mit dem zarten Füßchen auf.

Bei dieser Bewegung, die ihr leichtes Gewand lebhaft in Falten warf und an die schönen Körperformen anschmiegte, erschien sie ihm wieder so reizend, daß er sie heftig in die Arme schloß und sagte: „Närrchen, wir wollen doch nicht am ersten Tage miteinander streiten!"

Und er zog sie zu einer stillen Bank im Lorbeergebüsch, sie setzte sich auf seine Knie, lehnte sich weit zurück und sah ihm von unten lachend in's Auge.

„So bist Du schön, Du zorniger Paulus, so hab' ich Dich lieb!"

„Und nun," sagte Paulus wieder etwas ernsthafter, „nun sollst Du mir sagen, wie wir miteinander leben wollen."

„Ei, wir wollen uns lieb haben. Oder was meinst Du damit?"

„Ich dachte nur — — Du wohnst doch jetzt in Tusculum?"

„Wo ich wohne, brauchst Du gar nicht zu wissen. Ich wohne jetzt in Deinen Armen. Aber Du sollst mir morgen oder übermorgen Deinen Wagen geben, dann komme ich Abends wieder und bringe Alles mit und bleibe immer bei Dir."

„Soll ich mit Dir fahren?"

„Nein, nein, Du brauchst nicht zu meinen, ich flöge Dir fort. Er ist lange nicht so schön wie Du!"

„Wer?"

„Nun, Niemand. Du mußt auch nicht so viel fragen, Geliebter, ich bin so müde.“

„Und willst Du den Wagen gleich . . .“

„Nein, morgen. Es ist so heiß heute. Nun laß aber das weise Reden und küsse mich lieber.“

Und Paulus fühlte sich wieder ganz gefesselt von dem Liebreiz des holden Mädchens, das in seinem Schooße saß und ihn mit seinen losen blauen Augen anlachte.

Ueber ihnen rauschte leise der Lorbeer, heiliger Duft wallte aus dem dunkeln Laub auf, die schwarzen Amseln huschten durch die Büsche. Menschen, Thiere und Pflanzen waren alle etwas matt, denn es war grade um die Zeit der Mittagshitze.

* *
*

Einige Stunden später kam Paulus aus der Halle des Herrenhauses, schritt über die Terrasse und durch den Garten vor dem Hause und ging von da durch das große Thor und über die Straße in den andern Theil der Villa. Er schickte den Oekonomie-Verwalter, der sich zur Begleitung anbot, fort und schlug die Richtung nach der Wohnung des Procurators ein, die er sich neulich bei seinem ersten Rundgang wohl gemerkt hatte.

„Wir wollen doch sehen,“ dachte er, „ob er Wort gehalten und den fremden Christianer fortgeschickt hat. Im Grunde genommen, wenn alle diese Menschen so

angenehm im Verkehr und in der Arbeit wären, wie Priscus, so ließe sich der ganze Unfug schon leichter nachsehen."

Das Haus des Procurators lag hinter Weinbergen versteckt, und als Paulus aus dem schmalen Hohlweg zwischen dichten Rebenpflanzungen heraustrat, freute er sich an dem ansprechenden und saubern Eindruck, den das Ganze darbot. Alte, laubige Oelbäume verdeckten fast die kleine Wand und boten weithin Schatten, in dem steinerne Tische und Bänke für die Sclaven aus den Weinbergen standen, wenn sie sich zur Mahlzeit oder Abends nach vollendeter Tagesarbeit versammelten. Hinter dem Hause hob sich der Boden gegen die Landstraße hin, und an der grasbewachsenen Halde zwischen den Rebenanpflanzungen weidete eine Heerde weißer Ziegen. Unter den Bäumen war es jetzt leer und still, bloß die Vögel stritten sich um halbreife Früchte am Boden. Erst als Paulus ganz nahe herankommen war, gewahrte er ein junges Mädchen, das von einem großen Stamm fast verdeckt auf einer Steinbank saß und in einer Rolle las. Als es die Schritte des Nahenden vernahm, stand es auf und sah dem Gast ruhig entgegen.

Es war Julia, das schwarzhaarige Mädchen des Procurators. Das einfache weiße Kleid, die anspruchslose glatte Scheitelung des Haares erhöhten nur den eigenartigen Reiz in ihrer Erscheinung, und Paulus sah sich mit Vergnügen zum dritten Mal diesen zarten,

blassen Zügen mit den tiefen, seelenvollen Augen gegenüber.

Als das Mädchen die Rolle hinlegte und auf ihn zukam, glaubte er einen gewissen strahlenden Glanz in diesen Augen zu bemerken, den er der eben unterbrochenen Lectüre zuschrieb. Nachdem er daher Julia begrüßt und nach dem Vater gefragt hatte, der noch nicht da war, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „War es etwas schönes, was Du eben gelesen hast?“

Das Mädchen schlug die Augen nieder, als nehme es einen Augenblick Anstand, darüber Rede zu stehen, dann trat es schweigend und mit leichter und schöner Körperbewegung, an der Paulus sich erfreute, an seinen Sitz zurück und reichte ihm die Rolle.

Er nahm und las die Aufschrift: „Paulus der Gemeinde Gottes zu Korinth.“

„Wer ist dieser Paulus?“

„Einer aus unsern redekundigen Männern, — ein Christianer,“ sagte das Mädchen einfach.

„Gibt Dein Vater Dir solche Bücher zu lesen?“

„Nein, Philippus, unser Gastfreund aus Ephesus, hat es mir geliehen.“

„Und weilt Euer Gastfreund noch unter Eurem Dache?“

„Er ist noch hier. Doch zieht er den Abend auf der appischen Straße weiter, er wartet nur noch auf zwei Brüder mit Nachrichten aus der Stadt. Doch warum fragst Du so, Herr?“

Diese Worte und das ganze Wesen des lieblichen Mädchens waren so naiv und so kindlich einfach, daß es Paulus wie ein Raub an des Kindes Unschuld vorgekommen wäre, wenn er die Unterhaltung in einem solchen Ton des Verhörs hätte fortsetzen wollen. Was er wissen wollte, hatte er ja doch jetzt schon erfahren. Andererseits trieb es ihn aber wieder aus rein objectivem Drange sich darüber zu vergewissern, wie eigentlich die wüste und seltsame neue Lehre sich in einer so unschuldigen Kinderseele wiederspiegeln möchte.

Er nahm daher auf einer der steinernen Bänke Platz und suchte das Gespräch fortzusetzen, bis der Vater käme.

„Verzeih, einen Augenblick," sagte das Mädchen, „Du bist heiß, und obwohl wir nur schlechten Wein hier haben, — — —" damit verschwand sie im Hause.

Paulus sah ihr lächelnd nach und dachte: „Sie ist wirklich ein hübsches Kind! Das erste Mal gefiel sie mir schon so gut, das zweite nicht weniger. Auch das Stimmchen hat etwas anziehendes. Wozu sie doch einem so reizenden Ding schon ihre Albernheiten in den Kopf setzen! Zu den wüsten Sachen, wenn die überhaupt wahr sind, wird der Alte sie wohl nicht zulassen, danach sieht er mir nicht aus. Aber das arme Mädchen ist blaß, — gewiß nicht von durchtollten Nächten, sondern vom Anhören der unsinnigen Reden und vom Lesen solcher Bücher. — — Was die Rolle

abgegriffen ist! Wieviel Narren mögen sich daran schon erbaut haben! — — — Der Mann heißt Paulus. — Muß doch mehr von diesem Herrn hören. Er schreibt griechisch. Wie, versteht denn das kleine Köpfchen schon griechisch? Armes Kind, darum bist Du so blaß! Eine schöne Zeit, wo die Töchter der Sclaven schon zwei Sprachen lesen, — und ihre Herrinnen verstehen bloß eine, — — und haben auch in der am Ende nicht viel mehr als „die Kunst zu lieben" von Ovid gelesen!"

Hier trat Julia wieder aus dem Hause und brachte Wasser in einem Kruge, eine Flasche mit Wein und einen gläsernen Becher.

„Trinkst Du nicht etwas mit mir, Mädchen?"

„Nein," sagte sie erröthend, was ihr schön stand, „wir trinken nur Wasser."

Paulus sah auf dem zierlichen Glase das Bild eines Fisches. Er erinnerte sich dabei an die Malereien in Maximus' Gewächshaus und fragte: „Gehören diese Thiere, wie Fische und junge Ziegen oder Schafe auch in Euren Cultus?"

„Es sind Sinnbilder göttlicher Namen und Dinge."

„Also auch hier recht platter Bilderdienst!" dachte Paulus. „Habt Ihr von dem Manne da, dem Paulus, noch mehr Bücher?"

„Er hat viele Briefe an unsere Gemeinden geschrieben und war ein heiliger Mann. Ursprünglich war er ein Eiferer gegen die neue Lehre, bis der Herr sich

ihm selbst offenbarte. Von da ab war er fromm und focht für unsern Glauben als ein rechter Kriegsmann des Herrn. Schließlich ist er als Gefangener nach Rom gekommen. Und die Gnade des Herrn ist mit ihm gewesen, für den Herrn hat er den Tod erleiden dürfen, und er wird bei ihm sein am jüngsten Tage."

Das Mädchen wurde lebhaft bei der Erzählung, Paulus hörte ihm gern zu. Nur als Julia von dem bekehrten Eiferer sprach, zuckte ihm einen Augenblick der Gedanke auf: Das schöne Kind ist schlauer, als es sich gibt, — es zielt auf Dich! Aber der Gedanke konnte ihm nichts entlocken als ein Lächeln.

So hörte er ruhig weiter.

Das Mädchen erzählte mit zunehmendem Eifer noch mehreres aus dem Leben des Paulus. Am Schlusse wußte der andere Paulus, daß die Christianerlehre offenbar schon streitbare Männer hervorgebracht hatte, die ihre Lehre zu verbreiten wußten.

„Es ist klar," dachte er, „denn ohne das hätte es nicht dahin kommen können, daß Sclavenmädchen im Albanergebirge ihren Herrn Vorträge über einen Unsinn hielten, den vor sehr langer Zeit ein armer Mann aus dem Volke in fernem Lande sich ausgesonnen hat."

Aber das Mädchen selbst gefiel ihm beim Reden immer besser.

Er trank seinen Wein und hörte ihm in einer behaglichen Stimmung zu, die durch den schattigen Platz,

das angenehme Rauschen der Abendluft in den alten Oelbäumen und das leise Girren der Tauben im Laube verstärkt wurde.

„So ist das hohe Evangelium durch die Welt gegangen,“ schloß die schöne Rednerin lebhaft, „und die Boten Gottes werden es tragen bis an der Welt Ende und den Samen aussäen vom Untergang bis zum Aufgang.“

„Nun,“ sagte Paulus, als die klangvolle Stimme schwieg, „so steht ja zu hoffen, daß die ganze merkwürdige Geschichte auch noch zu uns Heiden kommt.“

Er wollte mit diesen Worten einen gleichgültigeren Ton anschlagen, denn das Mädchen war bei seiner letzten Rede fast leidenschaftlich erregt geworden. Aber Julia schien nicht auf den Ton der Worte zu achten, sie rief lebhaft und fast ohne Scheu: „Glaubst Du noch an die Heidengötter, Herr?“

Der junge Gebieter mit seiner friedlichen Art, der ihr so gutmüthig zugehört hatte, mochte ihr Muth zu solcher Frage gemacht haben.

Paulus sah sie verwundert an. Eine heftige Antwort schwebte ihm auf den Lippen, aber er sah, wie das Mädchen selbst roth wurde und wie seine großen Augen bang auf ihm ruhten. Das versöhnte ihn, und er sagte nur, indem er sich erhob: „Darüber wollen wir jetzt nicht reden, mein Mädchen. Aber Dein Vater bleibt lange!“

„Er muß gleich kommen. Die Brüder aus Rom

werden gekommen sein und ihn noch aufhalten. Mir ist, ich höre Schritte nahen."

In der lauschenden Stellung, in der sie den fernen Tritt des Nahenden mit dem äußersten Sinn zu erfassen suchte, sah sie so lieblich aus, daß Paulus den Blick nicht von ihr wenden konnte.

„Er ist's!"

„Hörst Du so fein?"

„Des Vaters Schritt hör' ich unter Vielen heraus."

„Sag' mir rasch noch eins, Mädchen."

„Was meinst Du, Herr?"

„Hast Du mir neulich den Pergamentstreifen in den Strauß geflochten?"

Des Mädchens Wangen wurden dunkelroth, es senkte rasch den Blick. Dann schlug es die Augen voll und schön auf und sagte sanft: „Ja, Herr, das hab' ich."

„Und was wolltest Du damit?"

„Sie sagen, göttliches Wort zünde plötzlich, wie der Funken, der vom Himmel fällt."

„Und woher stammten die Worte?"

Julia deutete ruhig auf die Rolle.

„Von diesem Manne, — von Paulus. Von Paulus kamen sie, zu Paulus sollten sie gehen. Bist Du böse, Herr?"

Sie sah ihn ängstlich an, als erwarte sie eine harte Antwort.

Er aber wandte sich ab und schüttelte den Kopf.

„Zünde Du,“ dachte er, „nur nicht mit doppelsinnigen Worten da, wo das Feuer Dich verzehren könnte!“

Aber es war ihm doch lieb, daß das unschuldige Mädchen es so und nicht anders gemeint hatte.

In demselben Augenblick nahte Priscus mit zwei Fremden.

Ohne Paulus zu bemerken, den der Olivenstamm fast verdeckte, rief er einem jungen Manne, der eben in der Thür des Hauses erschien, die Worte entgegen: „Fluch über sie, sie haben gerichtet mit dem Schwert, Justinus und die Brüder aus seinem Hause sind nicht mehr!“

„Wie?“ schrie das Mädchen laut auf. — „Unser Lehrer — — der fromme Justinus — — o Gott . . .!“

Da tönte die Stimme des Mannes von der Thür her kalt und ernst: „Fluche ihnen nicht, Sohn des Priscus, — mißbrauche nicht Gottes Namen, Tochter dieses Hauses, denn Gott und Jesus Christus werden ihren Fluch über sie ausstreuen am Tage des Gerichts, sie werden ihren eigenen Namen erhöhen und Jener Namen zerschmettern.“

Das Mädchen hatte sein Haupt verhüllt und schluchzte laut. Von den beiden Römern, die mit Priscus gekommen waren, rannen dem Einen auch die Thränen in den grauen Bart, der Andere, ein jüngerer Mann, ballte zornig die Faust und stieß seinen Wanderstab unsanft auf den Boden auf.

Priscus aber gewahrte jetzt seinen Herrn, der ihm verwundert entgegensah.

„Verzeihe,“ sagte der Procurator in seinem gewöhnlichen unterwürfigen Tone, „wenn ich Dich nicht gleich erkannte. Wartest Du schon lange?“

Julia nahm ihr Gewand vom Gesicht und sagte rasch: „Unser Herr sitzt schon längst hier und harrt Deiner.“

Priscus sah die Geräthe auf dem Tisch, blickte zufrieden auf sein Mädchen und sagte: „Das war recht, Julia. Und Du wünschtest, Herr, als Du kamst?“

„Ich wollte sehen,“ sagte Paulus, der sich von den mißmuthigen Blicken, mit denen ihn die drei Fremden betrachteten, unangenehm berührt fühlte, „ob Du meinen Befehlen von gestern gehorcht habest.“

Priscus schaute auf den bleichen Mann an der Thür und sagte: „Bis Sonnenuntergang, Herr, — — sie scheiden heute noch. Eine für uns sehr traurige Nachricht hielt sie zurück.“

„Und was war es?“

„Junius Rusticus, der Präfect von Rom,“ sagte Priscus in festem Tone, „hat den Philosophen Justinus und seine Schüler verhaften und wegen Christianismus heute hinrichten lassen.“

Wieder ging ein schmerzlicher Ausruf durch die Reihen der Zuhörer, nur der Fremde an der Thür blickte feindselig auf Paulus. Und dieser, dadurch gereizt, sagte mehr zu ihm gewendet, als zu Priscus:

„Das ist recht, und es steht zu hoffen, daß der Kaiser und sein Präfect weiter einschreiten werden.“

„Macht ist Euer Recht,“ erwiederte Priscus mit einem weichen Klang der Stimme, der zusammen mit dem Anblick des weinenden Mädchens Paulus rasch entwaffnet haben würde, „aber Du weißt doch vielleicht nicht ganz, was es heißt, Unzähligen den liebevollen Vater, den weisen Lehrer, den treuesten Freund rauben, weil der Pöbel ein Opfer will . . .“

Da trat der bleiche Fremde vor, stellte sich dicht vor Paulus hin, die Rechte hoch erhoben, in der Linken Wanderstab und Reisehut, — und rief mit durchdringender Stimme: „Recht ist es, sagst Du, recht, — recht, — — — aber ich sage Dir, Paulus Fabius Maximus, dessen Haus in alte Tage reicht und an Uebermuth und Gottlosigkeit das Maß des Gegebenen bald erfüllt hat, — ich sage Dir, richte Du nicht über die Häupter der Weisen, der Männer Gottes, — richte nicht, schwarzlockiger Knabe, über das graue Haupt eines alten Mannes, der von Gott zeugte, als Du noch in Deines Vaters Schooße warst. Sieh hin und erkenne, was Du selbst thust, und welche Wege Du gehst, sieh das freche Weib an, das in Deinem Hause wohnt, sieh die Bilder, die Dein Gemach schmücken, — denke daran, wo Du gestern gewesen bist, — in dem Lusthause des Griechen, bei Knaben und Mädchen, und Du warst bei ihnen in Deiner Sünde und Schamlosigkeit, — — ich sage Dir, denke daran, ehe Du

richtest! — — — Du bist gekommen, zu sehen, ob der arme, müde Wandrer fort sei unter Deinem Dache, — — ja, kehre ruhig heim, denn ich gehe. Ich gehe, — — und ich schüttle den Staub vom Fuße, den Staub dieses unheiligen Bodens, — — es wird Nacht, — und ich gehe in die Nacht hinein, aber ich sage Dir, um mich ist es hell, — und die Stadt, die da unten glüht in tausend Lichtern und in Unzucht tollt bei tausend Fackeln, ist in schwarze Finsterniß getaucht, die zu den Bergen aufzieht und auch Dich umhüllt! Ich gehe, daß ich den Schwefelregen nicht sehe, der die Stätte dieser Gegend von der Welt vertilgt. Kommt, Brüder, kommt, es wird Abend und die Straße ist gut gebaut für die Wandrer, Gott ist über uns, wohin wir ziehen."

Und er ging mit starken Schritten hinaus in die Weinberge.

Paulus aber wandte sich schweigend ab. Seine Stirn glühte heiß im Zorn, aber er war zu stolz, auch nur ein Wort zu sagen.

Priscus stand ernst zur Seite, das Mädchen schaute allein bewundernd dem Fremden nach.

Und das grade verdroß Paulus mehr, als die ganze Rede, — aber er gewann dabei seine feste Haltung wieder.

„Du siehst," sagte er kalt zu Priscus, „welchen Grund ich habe, Deinen Gastfreunden zu miß-trauen."

Damit schritt er langsam davon, ohne das schöne Mädchen eines letzten Blickes zu würdigen.

Er sah nicht, wie Julia jetzt ihre großen, dunklen Augen mit einem unendlich rührenden, angstvollen Blick auf ihn richtete, wie sie sich aufraffte, als wollte sie ihm nacheilen, und dann stehen bleibend mit den Händen dunkle Zeichen segnend hinter ihm her in der Luft beschrieb, und wie sie endlich die Hände betend faltete. Und wie die fremden Pilger und Priscus selbst ihr nach betend in die Kniee fielen und beteten für Justinus Seele und für Paulus, für ihren Herrn, daß Gott ihn erleuchten und seine schweren Sünden ihm vergeben möge . . .

* * *

Paulus schritt durch die Anlagen seinem Hause zu. Er fühlte deutlich, daß die wilde Rede des fanatischen Christianers bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Aber dieser Eindruck war sicherlich weit verschieden von dem, den der Fremde hatte machen wollen. So lange nämlich Paulus mit dem schönen, unschuldigen Christianermädchen sprach, war ihm beständig unklar und dämmernd das Bewußtsein aufgestiegen, mit einem solchen tugendsamen und liebreizenden Kinde zusammenzuleben, müsse eigentlich ein Genuß sein, der noch weit über den Besitz der lachenden Chloë gehe.

Von diesen und ähnlichen Gedanken hatte ihn die Rede des Fanatikers mit ihrem groben Hinweis, wie

es ihm vorkam, so vollständig befreit, daß er im Weggehen mit Ekel an die ganze Gesellschaft dachte und den Ekel an der Lehre auch auf das Bild des Mädchens übertrug, das ihr huldigte. Daher kam ihm jetzt die Aussicht auf einen fröhlichen Abend bei seiner Geliebten geradezu wie eine Erlösung aus schwerem, unerfreulichem Banne vor.

Langsam schritt er um das Herrenhaus herum in den Garten.

Und als nun das Gartenhaus mit seinen Marmorsäulen, den Cypressen, dem Tempel und dem blauen See dahinter vor ihm im glühenden Abendgold auftauchte, als er Chloë sah, die wie eine schöne Göttin blumenbekränzt in der Thür stand und ihm mit den weißen Armen winkte, — — da empfand er voll und ganz, daß er doch noch mit allen seinen Anschauungen eher hierher gehöre, als zu dem bleichen Christianermädchen, das nur Wasser trank und Paulus las . . .

Die Sonne sank, es wurde Nacht. Spät erst erlosch das Licht im Hause, der helle Mondschimmer drang in die Fenster und spielte um die Wipfel der Bäume. Leises Flüstern glitt durch die Orangenzweige, ein grüner, magischer Schein erhellte die Säulen dazwischen. Der dunkle Zauber, der anfangs über dem Hause der Liebe zu schweben schien, war gewichen vor dem lustigen Lachen des fremden Mädchens.

Wieder war ein Tag, war eine Nacht verflossen im Leben des Paulus. Wohin die Wogen der Welt

und die Sterne seines Geschicks ihn aber noch führen sollten, ahnte er nicht, ahnte niemand. Vielleicht wußte es nur die Venus im Tempel droben, — — vielleicht nur der Gott, zu dem das schöne Kind des Priscus flehte.

Achtes Capitel.

Ein friedlicher Morgen und ein wilder Tag.

Im hohen, prächtigen Schlafgemach seiner Villa lag Kallistratos auf dem weichen Lager.

Er konnte nicht schlafen, was bei ihm in der letzten Zeit nichts seltenes war.

Kaum dämmerte der erste, matte Schein des Frühlichts zwischen den schweren Vorhängen auf, als der Grieche sich erhob, Tunica und Mantel umwarf und auf die Terrasse hinaustrat, die sich vor dem Schlafzimmer nach dem See hin öffnete.

„Es ist verzweifelt,“ murmelte er, „wenn die Nacht so zur Qual wird. Aber der Tag graut, es ist überstanden.“

Die Morgenluft war kalt, er wickelte sich fest in seinen Mantel und stieg die Treppe zur untern Terrasse und von da zum Seeufer hinab.

Ein schmaler Weg führte an diesem unter Gärten

und Weinbergen hin bis zur Villa des Terentius, die im Nebel noch nicht sichtbar war.

„Die Luft thut gut, — ein solcher Gang im Thau und Morgendunst wirkt wie ein erfrischendes Bad. Thorheit der Natur, daß der Mensch an diese armselige Ruhe, diesen thatenlosen Schlaf gekettet ist! Schlaf, — — — was ist es überhaupt? Niemand weiß es. Eine neue Welt, der wir zur Hälfte angehören. Eine Welt sonst wie unsere. Voll Wein und schöner Weiber, voll Kampf und Schwachheit. Bloß ohne Logik. Ein Wahnsinn, so mit einem Leib an zwei Sphären gekettet zu sein. Der Geist lebt im Traum ein neues Sein, aber wenn er in Leidenschaft entbrennt, glühen unsere Wangen, wie im Wachen, wenn er lacht, lachen dieselben Züge wie sonst. Unser Wachen ist ein Träumen im Traum, sonst nichts. Aber das auszudenken ist kein Geist geschaffen. Ueberhaupt hilft kein Denken. Schauen, — empfinden, — das kann jeder, das gibt Glück. Das kannst Du im Traum wie im Wachen."

Während er so philosophirend den einsamen Pfad verfolgte, ging die Sonne auf, der See wurde heller, und plötzlich sah Kallistratos aus dem Nebel ein Boot auftauchen, das rasch die Fluth durchschnitt.

Blos ein Ruderer war sichtbar, und als der Grieche stehen bleibend schärfer hinschaute, erkannte er mit Verwunderung die schöne Terentia.

„Wunderbares Mädchen," dachte er, „kannst Du auch nicht schlafen, daß Du so früh herumfährst? Aber

heute fügt es das Schicksal, daß ich Dich so allein treffe.“

Damit klatschte er in die Hände und zog die Aufmerksamkeit des rudernden Mädchens auf sich.

Das Boot kam auch wirklich langsam heran. Als Terentia auf Sprechweite dem Lande nahe gekommen war, hielt sie mit Rudern inne, ließ den Nachen leicht auf den Wellen schaukeln und rief lachend: „Wer und woher der Männer, Du einsamer Wandrer in der Morgenfrühe? Kommst Du vom Gelage heim oder wolltest Du über den See und bist einsam an's Land verschlagen worden, wie der weise König von Ithaca?“

„Nein, holde Terentia,“ erwiederte der Grieche mit dem schönsten Klang seiner biegsamen Stimme, „ich wollte den Morgen sehen, wie er über dem See heraufkommt, — aber ich wußte nicht, daß um Tagesanbruch die zarten Nymphen sich noch auf der Fluth ergötzen. Verzeih', daß ein Sterblicher Dich erschaut.“

„Hüte Dich, Gottloser!“ lachte das junge Mädchen und schlug mit dem platten Ruder auf's Wasser, daß die Tropfen bis zu Kallistratos herübersprühten.

„Ich gelobe Dir, schöne Nymphe, — oder bist Du etwa die Pfeilsenderin Diana selbst? — so viel Opfer, als Du verlangst, wenn Du nur nicht gleich in der Fluth verschwinden willst. Bleibe, Du weißt, ich bin ein frommer Mann, den die Götter und Göttinnen von jeher lieb gehabt haben!“ scherzte der Grieche.

„Nun, dann sei Dir für diesmal verziehen! Aber

im vollen Ernst, Kallistratos, was suchst Du denn zu dieser Tagesstunde in Deinen Weinbergen?"

„Ich suchte," sagte Kallistratos mit feiner Wendung, „was die Götter mir in den Weg führen. Sie sind mir heute gewogen."

„So, — dann suche Du nur ruhig weiter. Denn ich stehe vorläufig noch gar nicht auf Deinem Wege, sondern in einem ganz andern Element."

„Es ist aber von jeher der Brauch der Menschen gewesen, schöne Terentia, daß sie dem Willen der Götter etwas nachgeholfen haben."

„Aha, also wirst Du doch nicht allein mit Deinen Göttern fertig. Aber ich verstehe Dich überhaupt nicht."

„Ich meine nämlich, es wäre großmüthig, göttlich und wie Du es immer nennen magst, von Dir — — wenn Du mich — — wenn Du mir erlaubtest, Dich ein wenig im Rudern abzulösen."

„So, damit Terentius aus dem Fenster sieht . . ."

„Terentius schläft noch, auf mein Wort."

„Er war schon wach!"

„Dann frühstückt er!"

„Du scheinst meinen Bruder leider zu kennen. Aber Dein Freund Paulus wird uns sehen."

„Mein Freund Paulus — — muß jemand ganz Anderem in die Augen sehen, wenn er aufwacht."

„Ja, Du hast eben schöne Freunde! Aber Deine Frau . . ."

„Meine Frau hat erstens nervöse Kopfschmerzen,

zweitens schläft sie oder füttert ihren Papagei oder hat Besuch, — ich weiß es nicht, aber eins davon trifft zu, vielleicht das letzte!"

„Du bist ungezogen, so von Deiner Frau zu reden. Man wird von Dir erzählen, Du rudertest mit Tagesgrauen ein junges Mädchen allein auf dem See herum . . ."

„Welche Erzählung ich ertragen will, wenn das erwähnte Mädchen die schöne Terentia ist, deren Sprödigkeit an allen Ufern des Sees und noch weit darüber hinaus bekannt ist."

„Mit Schmeicheleien fängst Du mich nicht."

„Das soll auch vor allen Göttern nicht die allergeringste Schmeichelei sein, sondern vielmehr der schwerste Tadel."

„Du bist ja ein interessanter Schulmeister!"

„Beim Schulmeister fällt mir eine Geschichte ein, die ich Dir längst erzählen wollte."

„Ich bin gar nicht neugierig. Bitte, erzähl' sie dem Schilfgras dort; wenn ich nachher vorüber komme, säuselt das mir sie zu. Midas hat Eselsohren!"

„Ich bin ein geschlagener Feldherr, Terentia!"

„Diese Ehre theilst Du mit einem großen Manne, sobald dieser nur erst den Markomannenkrieg beendigt haben wird."

„Ich bin ganz wehrlos, schöne Terentia."

„Und was willst Du?"

„Nichts mehr von Dir. Denn ich bin aus Kummer

über ein sprödes Mädchen heute Morgen gestorben. Fahre mich über den Styx, wenn Du der Fährmann Charon bist. Mein Auge ist trüb, denn ich bin nur noch ein Schatten."

„Pfui, wer wird ein so böses Omen aussprechen. Aber ich will Charon sein und Dich über den schwarzen Strom führen, wenn Du Dich wirklich nicht anders betragen willst, als ein schweigender Schatten!"

Damit ruderte sie dicht an das schroff abfallende Ufer heran. Sie reichte ihm die Hand und er schwang sich behend hinunter.

Während der Nachen heftig schaukelte, schlang er den Arm um ihre Hüfte und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Aber sie stieß ihn heftig zurück.

„Ist das der Dank, Kallistratos?"

„Ja, was meinst Du denn, — ich wollte Dir ja nur die Münze geben, die Charon von den Schatten bekommt. Weißt Du nicht, daß die Todten sie zwischen den Lippen tragen?"

„So," sagte sie lachend und ruderte rasch in den See hinaus. „Es steht aber in keiner Mythologie zu lesen, daß Charon die Münze auch mit den Lippen annimmt!"

„Das liegt nur daran, daß Charon sonst kein junges Mädchen ist, sondern ein alter Mann."

„Du bist auch ein alter Mann."

„Das ist tief traurig. Aber ich weiß, was mich verjüngen könnte."

„Ein Bad in diesem kalten Wasser. Du brauchst bloß über Bord zu fallen."

„Wenn Du mit mir hineinspringen wolltest . . ."

„Jetzt halt Deinen Mund, Kallistratos. Du vergißt heute ganz Deine pythische Weisheit. Bitte, erzähl' mir etwas sehr Gelehrtes."

„Der weise Pythagoras —," begann der Grieche launig.

„Aß keine Bohnen und kein Fleisch. Das wäre nichts für meinen Bruder!"

„— — Sowie der große Aristoteles . . ."

„— Wußten beide nichts rechtes!"

„Nein, — — und der berühmte Cicero . . ."

„Der Ruhm ist billig."

„Also diese drei . . ."

„— — Sind die drei Grazien des Studierzimmers und der Lampe . . ."

„Nein, wenn Du mich immer unterbrichst, kann ich Dir nichts erzählen . . ."

„Also diese drei fielen . . ."

„Darüber weiß ich nichts."

„So, ich dachte bei so weisen Herrn könnte kein anderer Anfang kommen."

„Nein, der weise Pythagoras, der große Aristoteles und der berühmte Cicero waren alle Drei der Ansicht oder würden es wenigstens gewesen sein . . ."

„Das gilt nicht!"

„— — Wenn sie mit einem schönen Mädchen in

aller Frühe allein mitten auf dem Wasser wären, — — so wäre das ein wahrhaft glückseliger Zustand."

„Wo steht das geschrieben?"

„Es ist meine Theorie."

„So beweise dieselbe."

„Schöne Terentia!"

„Nun? Erstens . . ."

„Erstens wird diese Sache durch die gegenwärtige Thatsache bewiesen . . ."

„Das ist ein schöner Beweis! Wir nehmen doch nur den allgemeinen Fall an."

„Gewiß, nur allgemein. Suchen wir zu beweisen durch eingehendere Ausführung des Gegebenen. Also zum Beispiel, der Mann ist in das Mädchen verliebt . . ."

„Ist aber schon verheirathet . . ."

„Und das schöne Mädchen selbst . . ."

„ . . . Kann ihn nicht ausstehen!"

„ . . . Erwiedert seine Liebe."

„Das ist einfach nicht wahr!"

„Ja, wir nehmen ja nur den allgemeinen Fall an."

„Richtig, wir nehmen den allgemeinen Fall an. Also?"

„So liegt es sehr nahe, daß der Mann dem Mädchen zunächst einen Kuß gibt."

„Und dabei von dem Mädchen in's Wasser geworfen wird, ja das liegt nahe."

„Das wäre boshaft."

„Weiter, großer Philosoph."

„Ferner könnte — —," hier rückte Kallistratos etwas näher, „der Mann sich einige weitere Vertraulichkeiten erlauben."

„Und dabei mit dem ganzen Boot umschlagen. Bitte, bleibe allgemein, Kallistratos."

„Terentia!"

„Namen thun nichts zur Sache!"

„Terentia, hast Du mich noch nicht verstanden?"

„Ich habe verstanden, daß Du unverschämt wirst."

„Terentia, ich habe lange gehofft auf diese Stunde," sagte der Grieche plötzlich in einem andern Tone, „willst Du mich anhören?"

Das Mädchen sah ihn fest an und sagte ruhig: „Rede, denn auf dem Wasser hört uns Niemand. Aber rücke von mir weg."

„Terentia, wir kennen uns jetzt seit zwei Jahren."

„Ich kenne Dich, Kallistratos."

„Terentia, ich bin noch nicht alt und schwach. Wenn mein Haar ergraut, so ist mein Herz noch jung. Ich bin weit herumgezogen in der Welt, Du kennst meine Vergangenheit, ich habe in viele Augen geschaut vor den Deinen, — — nimmst Du daran Anstoß?"

Sie sah ihn ruhig an.

„Nein. Das weißt Du. Ihr seid ein wildes Geschlecht. Das Mädchen, das sich nicht wehrt, verfällt Euch. Das ist seine eigene Schuld. Rede weiter."

„Terentia, Du bist groß."

„Ich rede aus dem Gesetz der Natur, — sie ist weder groß noch klein.“

„Terentia, ich bin ein müder Wanderer, der von langer Irrfahrt heimkehrt, meine Schiffe sind gescheitert, verbrannt . . .“

„Du mußt einen sehr einfältigen Capitän gehabt haben!“

„Terentia, — — ich bitte Dich, bleibe ernst, ich meine es ernst. Ich sehne mich nach dem Hafen. Es geht mir wie dem Dulder Odysseus. Der Zorn Poseidons hat über mir gewaltet, eine Weissagung ist zu mir gekommen, ich solle landeinwärts wandern, bis ich dorthin käme, wo das Ruder für eine Worfschaufel gelte. Dort sollte ich opfern — und frei sein. — Terentia, das Meer der Liebe hab' ich durchsteuert nach allen Richtungen, das wilde Meer voll wüster Leidenschaften, voll Rausch und Taumel liegt hinter mir. Jetzt wandere ich landeinwärts in der Liebe, ein reines, schönes, heißes Herz zu finden, wo ich meinen Altar bauen will und träumen will, die ganze Meerfahrt sei nicht gewesen, ich sei immer König im engen Lande des einen Herzens gewesen. Terentia, seitdem ich Dich kenne, meine ich, der Ort sei gefunden, wo ich wohnen soll.“

Seine Stimme hatte einen singenden Ton angenommen, Terentia schaute weit hinaus in den duftig blauen Morgen. Funkelnder Goldschimmer glitt über den See, am Ruder plätscherten die Wogen.

Und das schöne Mädchen sagte ernst: „Kallistratos,

löse Deinen Hausstand auf, entlaß Deine Mädchen, Deine Knaben, — — und lebe mit Deinem Weibe, dann bist Du frei!"

Da lachte der Grieche jäh und bitter auf.

„Ha, hängst Du Dich daran, Terentia? Mein Weib! Ist er mir nicht ein hohler Klang, dieser Name? Nun, ich will Dir's erzählen, warum es mein Weib ist. Sie war eine Dirne, wie andere auch, — hübsch, ja, — nicht hübscher wie Viele, die ich geküßt! Nur zimperlich, und der Alte war ein moralischer Mann, wie sie's nennen. Fand uns einmal beisammen und drohte mir Tod und schwerste Strafen. Nun, da hab' ich's ihm zu Liebe gethan, hab' sie geheirathet. Mit allen Formen, gewiß! Aber der Erste war ich nicht bei ihr gewesen und war auch von da ab der Letzte nicht, der bei ihr war. Was lag mir daran, störte sie mich doch auch nicht! Aber wer mir damit kommen will, sie hindernd in den Weg zu schieben, weil sie meine Frau ist, — — nun, der kann nur gehen und mich in Frieden lassen!"

„Ich lasse Dich in Frieden, Kallistratos," sagte das Mädchen verächtlich.

Der Grieche blickte wild auf.

„Terentia, liebst Du mich nicht?"

Eine dunkle Röthe stieg in des Mädchens Wangen.

„Wenn Du so redest, — nein!"

Kallistratos ballte die Faust und blickte Terentia glühend an.

„Höre, Kallistratos, wer gibt Dir das Recht, mich so zu fragen? Weißt Du, ich bin ein wildes Mädchen, mir wär' es so gleich wie etwas, wie Du bist, — aber ich lasse mir von Dir gar nichts gefallen! Wenn mich je etwas in Dir angezogen hat, so war es Dein stolzer, starker Geist, — aber nicht Deine wilde Leidenschaft. Als Odysseus den Ort der Versöhnung fand, da hat er dem Poseidon geopfert, — nicht geflucht! Du bist nicht im Hafen des Friedens und kannst Keinen darin glücklich machen. Und wenn Dein Weib noch schlechter ist als Du, so ist es doch immer Dein Weib. Deine Dirne aber werd' ich nicht, und kämst Du mit des Kaisers Diadem in der Hand! Wonach Du strebst in Deiner Thorheit, das ist die himmlische Liebe, Du willst auftauchen aus der gemeinen, irdischen, aber Du weißt es selbst nicht und meinst, die himmlische Liebe sei mit derselben rohen Gewalt zu erringen, wie die andere!"

„Ha," rief Kallistratos höhnisch, „eine himmlische Liebe gibt es gar nicht, das ist ein alter, längst verbrauchter Wahnsinn! Ueberall in der Welt geht der Streit um den Besitz des Weibes, um die heiße, glühende, verzehrende Seligkeit des Kusses, — und ihr Mädchen, ihr strebt danach wie wir. Nichts stammt vom Himmel in der Welt, dort oben kreisen einsame, todte Gestirne, die auf Dich niedersehen, Du magst lachen oder weinen, in Todesnoth Dich quälen oder jauchzen in namenloser Lust, denen dort oben ist Alles gleich! Höre mich, Terentia —" hier stand er auf und näherte sich ihr.

„Höre mich, wenn ich's Dir sage, es gibt keine himmlische Liebe! Irdische Liebe aber ist entflammt worden von einem schönen Weibe, seit die Welt steht, seit die öden Sterne dort oben kreisen, — — Mädchen, Du bist allein mit mir, — nur der Himmel ist über uns, der todt ist, — und das schweigende Wasser um uns — höre mich, Du schönes, Du herrliches, Du blühendes Mädchen, — entsage dem Wahn, — Du sollst es, — lerne, — es gibt keine himmlische Liebe!"

Und sich selbst vergessend und den Ort, wo er war, wollte er sich auf Terentia stürzen . . .

Da schlug ihm das Ruder unsanft vor den Kopf, er fiel rücklings in die Fluth.

Der Nachen schwankte, aber Terentia hielt sich fest und brachte ihn zum Stehen.

Einen Augenblick später tauchte der Grieche aus dem See auf und schwamm in starken Stößen dem Lande zu.

Terentia ruderte langsam nach, langsam, ohne sich ihm zu nähern, aber doch nahe genug, um ihm im Moment der Gefahr Hülfe bringen zu können. Als sie sah, daß er an's Ufer kam, drehte sie um und flog rasch über die Wasserfläche dahin, der Villa ihres Bruders zu.

Das Drama und die Komödie auf dem See waren zu Ende.

*
* *

Kallistratos betrat nach dem unfreiwilligen Bade seine Villa mit der ungemüthlichen Empfindung eine Niederlage erlitten zu haben, die noch dazu einen fast lächerlichen Verlauf genommen hatte. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Terentia im Grunde genommen mehr an seinem Ungestüm, als an seinen eigentlichen Erklärungen Anstoß genommen habe.

Es blieb ihm also die Hoffnung, bei der nächsten Gelegenheit mit mehr Glück auf sein Ziel loszusteuern. „Jedenfalls," dachte er, als er in's Bad ging, um seine Toilette neu in Ordnung zu bringen, „müssen solche alberne Hindernisse, wie meine Frau, vorher beseitigt werden. Ob sie will oder nicht! Sie kann mit ihrem blonden Liebhaber bei Gelegenheit durchgehen. Es ist ja doch Mode heute. Ich werde mit dem süßen Herrchen sprechen."

An der Thür des Auskleidezimmers trat ihm ein Sclave entgegen. Es war der Ruderknecht Novus.

„Herr!"

„Was willst Du schon wieder?" fragte Kallistratos barsch.

„Herr, — wo ist Lychnis? Sie ist verschwunden . . ."

„Das geht Dich nichts an. Fort! Aus dem Wege, Mensch!"

„Herr, laß sie los!" flehte der Sclave.

Kallistratos, der schon weiter gegangen war, drehte sich um.

„Bist Du toll? Ich habe gesprochen."

„Herr, — — es ist zu Deinem Besten . . .“

„Das ist zu Deinem Besten!“ Damit schlug er dem Sclaven mit der Faust in's Gesicht.

Der junge Mann verzog keine Miene, nur sein Auge glühte.

„Du meldest Dich bei Eurem Procurator zur Strafe. Marsch! Und damit Du weißt, daß ich grade thue, was ich will, — — — ich gehe in's Bad, Du wirst jetzt auf der Stelle zu Theagenes gehen und ihm sagen, er solle die Sclavin Lychnis zu mir herauf schicken. Hast Du mich verstanden?“

„Ich habe Dich verstanden,“ sagte der Sclave und ging ruhig hinaus.

Kallistratos sah ihm verächtlich nach.

„Feiger Kerl,“ murmelte er, während er sich von den Sclaven die Kleider abnehmen ließ.

Dann schritt er langsam in dem heißen Raum auf und nieder und lachte: „Die Zeit wird gut, wo die Sclaven meinen, ihren Herrn Moralvorschriften geben zu können. Aber in meinen Adern fließt nicht umsonst von meiner Mutter her Römerblut. Ich will Euch zwingen, elendes Volk! Sind vielleicht auch Christianer darunter? Ach, und Deine himmlische Liebe, schöne Terentia, wo bleibt sie bei diesen Menschen?“

Die Sclaven im Vorzimmer sahen ihn hineingehen, sie sahen auch, wie gleich darauf das Mädchen zaghaft heraufkam, das der Verlobte eben vergebens von Kallistratos zurückverlangt hatte.

Der Vorhang glitt hinter ihm zu. Dann einen Augenblick tiefe Stille.

Plötzlich ein leichter Schrei von innen, ein dumpfes Gepolter, wachsender Lärm und endlich ein schwerer Fall, ein Klirren, wie von einer entfallenen Waffe — und wieder lautlose Stille . . .

Draußen flimmerte die Sonne über dem See, der heiße Sommermorgen lag drückend auf der Landschaft. Das Wasser plätscherte, die weißen Landhäuser spiegelten sich in der blauen Fluth.

Der Wind regte sich leise in den Hainen und glitt flüsternd von Baum zu Baum bis zur Villa der Fabier hinüber.

Paulus stand am Thor seiner Villa und sprach mit dem Sclaven, der die Pferde an dem leichten Reisewagen anschirrte. Chloë wollte heute allein nach Tusculum fahren.

Da eilte ein fremder Sclave athemlos auf der staubigen Straße daher.

„Herr,“ rief er schon von weitem, „eile, wenn Du Kallistratos noch lebend finden willst. Soeben hat ihm ein schändlicher Sclave drei Stiche versetzt, er ringt mit dem Tode!“

„Steig auf, Hipponicus,“ schrie Paulus entsetzt, „Chloë kann warten — wir müssen hin!“

Und er sprang in den Wagen, Hipponicus hieb auf die Rosse ein, und der Wagen rollte eilend die Landstraße hinab.

Niemand bemerkte, daß der fremde Sclave, der die Botschaft gebracht, ein todtenbleiches, fast ohnmächtiges Mädchen hinter der nächsten Hecke hervorholte, auf seine starken Arme nahm und in schnellem Schritt in die kaiserliche Villa trug.

„Sei ruhig, Lychnis,“ sagte er, „sei ruhig, Mädchen, meine List glückt. Ehe die alle zusammenlaufen und mit dem Sterbenden fertig werden, sind wir schon in Sicherheit bei unsern neuen Freunden. Der Gott der Christianer hat doch geholfen, von jetzt ab beten wir nur noch zu ihm!“

Damit verschwanden Beide in den kaiserlichen Gärten . . .

Der Wagen des Paulus rollte in eine Staubwolke gehüllt die Seestraße entlang. Als er an der Villa des Terentius vorbeijagte, erschien der dicke Hausherr an einem Fenster und rief, indem er die Serviette schwenkte und einen großen Bissen rasch herabwürgte: „Bei Isis und Serapis, ho, ho, Freund Paulus, wohin so schnell?“

„Kallistratos ist von seinen Sclaven ermordet!“ rief Paulus hinauf.

Terentius verschwand vom Fenster, und man hörte ein ungeheures Gerassel wie von einer umschlagenden Tafel mit gläsernen Geschirren.

Dagegen ertönte aus dem untern Geschoß eine durchdringende Stimme: „Paulus, warte!“

Der Sclave brachte die Pferde mit einem gewaltigen

Ruck zum Stehen, in demselben Augenblick aber stürzte auch schon die schöne Terentia aus der Gartenpforte und schwang sich in den Wagen.

„Du nimmst mich mit."

„Gewiß. Fahr zu, Hipponicus!"

Das Mädchen war todtenbleich, aber ruhiger als Paulus selbst.

„Ist er todt?"

„Ich weiß nicht, — er soll noch leben!"

„O Kallistratos — — also dahin!"

Sie schwieg und biß sich heftig in die Lippen.

Paulus sah sie heute zum zweiten Male. Aber er wußte nicht, wo er das erste Mal seine Augen gehabt hatte. Sie war wirklich eine vollendete Schönheit. Und der Zug tiefen Schmerzes gab ihrem Gesicht jetzt etwas weiches, das ihn eigenartig berührte. Seine Gedanken waren zerstreut und bei dem Ermordeten, aber trotzdem machte Terentia Eindruck auf ihn, wie sie jetzt so schweigend neben ihm saß. Er erinnerte sich, daß Minucianus davon gesprochen hatte, Kallistratos freie um ihre Hand.

„Sie hat ihn geliebt," dachte er mitleidig.

Als die Beiden in's Haus traten und der wilde Klageruf der Sclaven von allen Seiten an ihr Ohr schlug, bemerkte Paulus, wie das stolze Mädchen an seiner Seite blasser und blasser wurde.

„Gib mir Deinen Arm, Terentia."

Sie stützte sich fest auf ihn, als müsse sie sonst zusammensinken.

So betraten Beide das Gemach.

Kallistratos lag schlaff auf einem Ruhebett, mit einem blutbefleckten Mantel lose bedeckt. Ein alter jüdischer Arzt und zwei Sclaven knieten neben ihm.

„Bei den Göttern," rief Paulus, „wie ist Dir, Kallistratos?"

Da hob der Grieche sein dunkles Auge, seine Züge waren noch bleicher als sonst, aber es war, als sei mit dem Todesschmerz, der darin zuckte, eine Linie daraus getilgt, die sonst das Edle in Blick und Ausdruck nur zu oft in den Hintergrund gedrängt hatte.

„Ein schönes Paar!" hauchte er leise vor sich hin, dann sah er Paulus freundlich an und sagte sanft: „Ich danke Dir, — — daß Du noch gekommen. — — Gib mir die Hand, Terentia, — Du hast mir verziehen — — sie war doch schön, unsere Fahrt heute morgen, — es war ja das letzte Mal, daß wir zusammen waren."

Das stolze Mädchen schluchzte laut auf, warf sich an dem Lager nieder und ergriff die Hand des Sterbenden.

„Küsse sie immerhin, Mädchen, — — es ist Blut daran, — — aber es ist mein eigenes. Es ist schön, wenn uns so das letzte Mädchen, das wir liebten, das Herzblut von den Händen küßt!"

Paulus sah fragend auf den Arzt.

„Herr, schone Dich — — das Reden . . ."

„Geh," sagte Kallistratos ruhig, „ich will nicht

unter den Händen eines Arztes sterben.“ Und er strich Terentia über die weichen Locken. „Paulus, wir haben uns kennen gelernt, — ich hatte Dich lieb gewonnen in den wenigen Stunden. Denk' an das, was ich Dir gesagt habe. Und noch Eins. Die kleine, blonde Chloë ist noch bei Dir? Höre, verfahr' mir gut mit dem Mädchen. Sie ist meine Tochter. Ihre Mutter gewann ich einst — — vor langen Jahren — — in der Stadt Tanais. Das hübsche Mädchen ist in die Welt hinausgerathen, — ohne eigene Schuld. Als es zu mir kam, kannte ich es nicht. Spät erst hab' ich's erfahren. Höre, Paulus, wenn Du einmal anders wirst, — — gib das Mädchen Deinem besten Freunde, laß es nicht Jedem in die Hände fallen. Thu' es mir zu lieb. Willst Du, Paulus?“

Paulus nickte schweigend mit dem Kopf.

„Der Tod ist im Grunde genommen eine Narrheit. Ich habe oft gemeint, ich sollte ihn fürchten. Nun seh' ich, — es ist nichts! Paulus, wenn Du einmal einen Stich in die Brust bekommst, so stirb muthig. Sie prahlen heute alle damit, — — die weisen Philosophen — — und die Christianer! Nun, wir gottlosen Menschen, — wir wissen auch zu sterben! Unser Gott stirbt mit uns, — das gibt Kraft. Paulus, Du bist noch jung, ich weiß, daß Du auf mein Wort hin nicht hinter dem Heerd bleiben wirst. Sie kämpfen Alle heute — mit dem Geist, mit dem Herzen. Du wirst auch noch wandern und suchen, — — ich weiß

nicht, welche Götter, welche weisen Lehren Dich anziehen werden. Gib Dich ihnen mit ganzer Seele hin, so wirst Du auch schon wieder frei davon werden. Wenn sie Dir mit großen Schlüssen beweisen, die reine Tugend gebe allein ein glückseliges Leben, einen sanften Tod, dann denk' an Kallistratos, der aus drei Todeswunden blutend starb ohne Seelenschmerz. Ich bin nicht tugendsam gewesen mein Leben lang, weil ich die reine Tugend nicht anerkenne. Hab' ich gefehlt, so lag es im Princip. Ich habe der Schönheit gedient, in mir und in Andern. Und wenn sie Dir sagen, Paulus, süßer Kuß und Blick in schöne Augen sei Sünde, dann denk' an Kallistratos' Ende und denke daran, daß ein schönes Mädchen neben Dir gekniet, das ihm nachweinte. Und wenn sie Dir sagen, alles in der Welt sei ein Rad, das zermalmt, so frage sie, woher der Zug im Menschen zum Menschen kommt, woher die Schönheit, woher die Leidenschaft. Kinder, es geht zu Ende. — — — — — — Zeus Serapis, wo sind alle die schönen Wangen hin, die ich geküßt! — — — — Schwarzlockiges Mädchen, Du bist schön, bist — — zu schön. — — Was, haben sie meinen armen Knaben auch ermordet? — — — Verbrennt ihn mit mir, — — meine Asche — — soll in eine Urne mit seiner. — Schönes, weißes Mädchen — — — geh, Kallistratos küßt nicht mehr — — ein Gott hat ihn verwandelt. — — Es klingt aus den Wolken — — der Rhenus rauscht. Träume

ich wieder? Warum dröhnt es so vom ehernen Himmelsschild? Wer ruft? Es gibt ja keine Götter. Schöne Chloë — weiche zurück, sie nennen es Schuld. Wer ist der Richter? Warum sollen die Blumen nicht überall blühen? Blumen sind schön. — — — Und die Welt ist Schönheit. — — Es wird Nacht, Kinder, — — das Purpursegel rauscht — — — Charon, bist Du noch immer ein schönes Mädchen? Küsse mich, ich will sterben . . .“

Hier sank das Haupt des Redenden matt zurück, seine Stimme wurde schwächer.

Die Thür öffnete sich leise, und eine lange Gestalt blickte scheu herein. Es war Cethegus, der Jurist. Er trug Schreibtafel und Stift, um den Sachverhalt aufzunehmen.

Paulus winkte ihm ab und deutete schweigend auf den Sterbenden.

Aber der Luftzug, der durch die offene Thür drang, schien diesen noch einmal aufzuwecken.

„Paulus, — Terentia, — seid Ihr noch da? Es ist schön von Euch, Kinder. Hab' ich wirr geträumt eben? Ach, die Wunden. Ja, ich erinnere mich. Aber mein Geist ist noch einmal hell. Cethegus, bist Du auch hier? Ich sehe was Du willst. Du hast recht, Strafe muß walten. Hörst Du, laß ordentlich einschreiten. Es waren Sclaven. Das schwarze Mädchen — frag' die Andern, wer es ist — — war bei mir. Ich küßte es, da traf er mich. Freund, der Augen=

blick war gut gewählt! — Er muß noch im Hause sein . . ."

„Wer war es?" fragte der Jurist.

„Nun, Novus, des Mädchens Liebhaber. Laß das Gesetz walten. Es sind Sclaven, Sclaven wider ihren Herrn. Freunde, schließt einen Bund miteinander, bekämpft die Sclaven, die uns über den Kopf wachsen. Die Welt scheitert sonst daran. Doch jetzt geh, Cethegus, leb' wohl!"

Der Jurist entfernte sich schweigend mit seiner Tafel, er fühlte selbst, daß er hier nichts weiter zu schaffen hatte.

„Und nun lebt glücklich alle Beide," fuhr Kallistratos mühsam fort, „ich weiß nicht, warum Ihr heute zusammen seid, — aber das Schicksal muß es wollen. Terentia, bei dem ersten Kuß, den Dir ein Mann gibt, denk' an Kallistratos. Wenn ich noch irgendwo bin, was ich nicht glaube, so will ich dabei lächeln und mich freuen. Und Du, Paulus, such' nicht nach der himmlischen Liebe und vergiß darüber die irdische, die allein Liebe ist. Der Himmel ist öd', er ist nicht schön, er wird nur schön, wenn verliebte Augen zu ihm aufschauen. Das Verliebtsein aber kommt nicht von oben, es ist in uns. Lebt wohl, Kinder. — — — — Das ist der Tempel von Hierapolis. — — Schöne Priesterin, bete nicht zur Göttin, bete zu mir. Ich bin Gott. Deine Brust ist eisig kalt, — bist Du auch über den See geschwommen? Dein Gewand verweht, — — — ich sehe

Dich in all' Deiner Schönheit — — — ha — — — strahlendes Licht — — — ja, Du bist schön, — Heil Dir, Venus Anadyomene — ich grüße Dich — also das ist der Tod — o Göttin, wie glühend ist Dein Leib — — ich vergehe!"

Er richtete sich krampfhaft auf. Noch einmal blickte sein Auge hell in die Ferne.

„Endlose Weiten sehe ich" — murmelte er wie im Traum. „Und die Menschen knieen und beten. Es sind nicht die alten Bilder von Hierapolis, — auch nicht unsere Griechentempel, — — es ist ein großes Licht. Kinder, ich weiß nicht, was es ist. Es greift mir das Herz an — — lebt wohl, küßt Euch, liebt Euch . . ."

Er sank zurück und war todt . . .

Im Vorzimmer wehklagten die Sclaven, aber ihre Klage war gemacht, sie hatten den Mann nie geliebt, der jetzt still auf seinem Lager ruhte. In einer Fensternische stand die schwarzäugige Frau des Hauses mit verlebten Zügen und unterhielt sich leise mit einem der jungen Herrn aus der Stadt. Er sagte etwas, sie lachte höhnisch auf.

Auf der andern Seite des Gemachs verhörte Cethegus die höheren Diener des Hauses, leise kratzte sein Stift auf der Tafel, und die Stimme des Juristen tönte trocken und kalt, wie immer, wenn er Amtsgeschäfte hatte.

Terentia hatte sich von den Knieen erhoben, sie stand unbeweglich vor dem Todten und schaute in seine Züge,

an denen jetzt wunderbar die edle griechische Form hervortrat. Wie ein schlafender Gott aus der Hand eines alten attischen Meisters lag er da, in der reinen Bildung des Leibes ein vollendeter Nachkomme des schönsten Menschenstammes, der je über die Erde hingewandelt war. Der Geist mit seiner ewigen Ruhelosigkeit, seinem wilden Ringen nach hohen Idealen und hoffnungslosen Versinken in blasirter Alltäglichkeit und Rohheit hatte an der wunderbaren Hülle nichts verändern können. Auch Paulus war tief ergriffen. Unwillkürlich hatte er noch einmal die kalte Rechte des Todten fassen wollen und war dabei der warmen Hand des Mädchens begegnet, die jene umschlossen hielt. Als Beide losließen, blieben ihre Hände einen Moment ineinander liegen.

„Terentia,“ sagte Paulus, „wir sind die letzten, denen dieser Mann in seinem stürmischen Leben nahe gestanden hat, wir werden ihn nicht vergessen.“

„Nein,“ erwiederte das junge Mädchen leise, „Andere werden sagen, daß er schlecht war —“

„Wir nicht.“

„Nein, wir nicht.“

Noch einmal warf sie sich laut weinend an dem Lager nieder.

„Leb' wohl, Kallistratos! Im Leben wäre ich nie Dein geworden, im Tode verzeihe ich Dir.“

Dann erhob sie sich und sah Paulus fest aus ihren dunklen Augen an. Sie stand so stolz, so männlich schön vor ihm, daß er unwillkürlich, wie vorhin im

Wagen, den Blick bewundernd auf ihr ruhen ließ. „Auch wir sollten Freunde bleiben, war sein Wunsch," sagte er endlich. „Wir wollen es." Er hielt ihr die ausgestreckte Rechte hin. Sie ergriff die Hand nicht, sondern sah ihn noch immer träumerisch an. Eine seltsame Empfindung schien sie an den Platz zu fesseln.

Er verstand sie nicht, aber es lag ihm auch im Augenblick unendlich wenig daran, sie zu verstehen. Andere Gefühle, andere Gedanken bewegten sein Herz.

Noch einmal beugte er sich zu dem Todten herab, dann schritt er sinnend aus dem Gemach.

Er bemerkte die Scenen im Vorzimmer wohl und kam schweigend und finster zu seinem Wagen hinunter.

Eine Minute lang blieb Terentia allein mit dem Todten. Aber sie sah nicht auf ihn, sie schaute unverwandt nach der Stelle hin, wo Paulus zuletzt gekniet hatte. Ihr Blick fiel auf ein Täfelchen am Boden, das aus seiner Busenfalte geglitten war.

Sie hob es auf — und erkannte die Züge eines Mädchens, — — es war ihr Bild, — — — — und Paulus hatte es am Herzen getragen! . . .

Wie sie von dem Bilde aufschaute, war es ihr, als lächelte das bleiche Antlitz des Griechen hämisch. Da warf das Mädche sich leidenschaftlich weinend an dem Todten nieder. Seine Züge waren sanft geworden, es war wirklich, als lächelten sie. Aber dieses Lächeln war nicht Spott, es schien eine letzte Zustimmung des todten Mannes zu dem Gedanken zu sein, der das Mädchen bewegte.

Und Terentia drückte einen letzten Kuß auf seine kalte Hand, barg das Täfelchen an ihrem warmen Busen und eilte hinaus.

*
* *

Der Wind, der vorhin über den See hin geglitten war, hatte Wolken herauf gebracht. Der Himmel war düster, als Paulus langsam seiner Villa zufuhr, und er empfand, daß seine Stimmung umgeschlagen war, wie das Wetter . . .

Als er in das Gartenhaus trat, fand er es leer.

„Chloë ist fort," sagte Placidus, „mit dem andern Wagen."

„Hat sie davon gehört, was geschehen ist?"

„Nein, sie schalt auf Deine hastige Abfahrt. Sie kommt heute nicht mehr heim, der Weg ist zu weit."

Es that Paulus wohl, grade jetzt allein zu sein.

In ernstem Sinnen brachte er den Nachmittag zu. Er hatte dem Knaben befohlen, Niemand vor zu lassen. Zweimal meldete sich der Gärtner zu dringendem Gespräch, aber er wurde abgewiesen.

Draußen rann der Regen, der Knabe stand in der Vorhalle, stundenlang, immer an dieselbe Säule gelehnt. Es kam Paulus vor, als wenn er auch heute zerstreut und verändert wäre, aber er fragte nicht danach.

Langsam zogen die Stunden dahin, Paulus fand sich öd und müde bei seinen quälenden Gedanken. Er dachte an das Mädchen, das fremd in des Vaters Haus gekommen und mit dem Vater zusammen gelebt hatte.

War es Irrthum, — war es Schuld?

War der Irrthum selbst schon Schuld?

Und vor dem Geiste des jungen Mannes, der sich an der griechischen Tragödie herangebildet hatte, stieg die grauenvolle Gestalt des Königs Oedipus auf, der den Vater erschlagen, die Mutter gefreit hatte, — — Beides ohne Wissen, ohne sündigen Gedanken, — und der doch furchtbare Schuld gewonnen, grausige Strafe von den Göttern erduldet hatte.

Ja, Nichtwissen konnte Schuld sein!

Und von dem gegenwärtigen Fall ablenkend, drängte sich dem Sinnenden mit eherner Gewalt der ungeheure Gedanke auf: Kann nicht so wie dieses arme Mädchen frevelt, ohne es zu wissen, — kann nicht so unser ganzes Thun und Trachten, wie wir es von den Vätern überkommen haben, ein Frevel sein wider eine höhere Macht, die wir nicht kennen? Waltet nicht vielleicht ein Gott über uns, der uns verdammt, weil wir nicht zu ihm beten, — und zu dem wir doch nicht beten können, weil wir nichts von ihm wissen?

Er dachte an den sterbenden Griechen, dachte an den Tod. Auch im Tode war des Wissens Faden zerrissen. Auch dort vielleicht eine dunkle Macht, die uns strafen konnte für Sünden, die wir nicht gekannt! Immer enger umstrickte ihn dieser furchtbare Gedankenkreis, und er suchte vergebens nach dem erlösenden Wort, das ihn herausführen sollte. Die Philosophen hatten die Welt durchforscht, nach Göttern gesucht.

Und sie fanden nur ein rollendes Rad, nur eine ins Unendliche niederdonnernde Wolke wehenden Staubes, unfaßbarer Atome. Sie wußten nichts von Gott! Und wenn nun doch ein Herr über der Welt stand, der die Menschen werden ließ, der ihre Gedanken maß, ihr Schicksal lenkte? Der am Ende aller Tage aufstand und rief: „Ihr seid verdammt und verflucht, weil ihr mich nicht erkannt habt!“ Und vielleicht tönte dieses Gottes Stimme irgendwo in der Wüste, vielleicht war er in einem der tausend Culte, die durch die Welt gingen, vielleicht waltete er mitten unter uns und wir sahen ihn nicht, wollten ihn nicht sehen in Verblendung und Thorheit . . .

Paulus wollte sich frei machen von diesen dunklen Gewalten, die seinen Geist mit eisigem Arm umfaßten, — er griff nach einer Rolle, um etwas zu lesen. Es war Platons Phaidon. Aber die goldene Ruhe des Philosophen ekelte ihn an. Und war es richtig, was da geschrieben stand, war die Seele unsterblich, — — dann wuchs ja nur die Gefahr in's Unendliche. Sonst löschte der Tod die ungeahnte Schuld, — jetzt war er vielleicht nur der Weg zu dem unbekannten Richter hinter dem Schleier des Seins!

Er warf das Buch unwillig bei Seite. Es war das erste Mal, daß Platon ihm armselig und gekünstelt erschien. Sein Blick fiel auf eine Reihe von Rollen und Bänden auf dem Tisch, die er sich nicht erinnerte, vorher hier gesehen zu haben. Es waren

die Bücher, die Zosimus auf seines Patrones Wunsch herübergeschickt hatte. Der sorgliche Gelehrte hatte an allen Stellen, die von der Lehre und dem Wesen der Christianer handelten, Striche mit dem Rothstift gemacht.

Und Paulus mußte nun doch lächeln, als er sah, wie sein schönes Mädchen vor dem Weggehen einen Kranz weißer Rosen zwischen die Bücher gelegt hatte und ein Zettelchen dazu. „Vergiß mich nicht, Geliebter, wenn Du die weisen Bücher liest.“ Chloë war wie ein Kind, den Papyrusstreifen hatte sie ruhig von einer der kostbaren Rollen abgerissen.

„Wenn Du wieder da bist“, dachte Paulus lächelnd. „Ja, dann will ich wieder an dich denken. Jetzt kann ich es wirklich nicht.“

Und er legte sich auf das Ruhebett, schob die Blumen bei Seite und sah die Rollen durch.

Der Brief des Paulus an die Christianer von Korinth, in dem das Sclavenmädchen gelesen, war nicht dabei, er mußte wohl nicht in der großen Bibliothek des Hauses sein.

Paulus bedauerte es, er hätte ihn gern zuerst gelesen.

Statt des gesuchten Briefes war da der Briefwechsel zwischen dem jüngeren Plinius und dem Kaiser Trajan, worin des Statthalters und des Kaisers Ansichten von den Christianern dargelegt waren.

„Der Statthalter Plinius,“ dachte Paulus, als er die betreffende Stelle las, „scheint in derselben Lage gewesen zu sein, wie ich. Er wußte nicht, was er mit

diesen Menschen anfangen sollte. Es ist übrigens auffallend, daß die Bekenntnisse der Leute, die er befragt hat, so ganz genau mit dem stimmen, was ich von Priscus vernommen habe. Ehrlich sind die Leute. Und von den Gastmählern und dem Kindermord auch hier nichts! Freilich so etwas müssen sie geheim halten."

Und er las weiter, wie der große Tacitus nichts genaues von den Christianern unter Nero zu erzählen wußte, wie der geschwätzige Sueton kaum ein Wort für sie übrig hatte, wie der Spötter unter den Zeitgenossen, Lucian, diesen Leuten nichts schlimmeres nachsagen konnte, als daß sie ihre Brüder bis an die Grenze des Lächerlichen in Gefahren pflegten und trösteten.

Aber es kam ihm so vor, als wenn in den neueren Büchern doch der Ton ein schärferer würde.

Da waren Reden des berühmten Fronto, die von Gift und Galle überflossen.

„Es wäre besser," dachte Paulus, „anstatt zu schimpfen, ginge der Mann auf Einzelheiten ein."

Daneben lagen mildere Stimmen. Der Pythagoräer Numenius suchte verborgene Weisheit hinter der christianischen Geheimlehre, Phlegon, der Freigelassene Hadrians, erwähnte Weissagungen, die eingetroffen wären.

Zu unterst in der Reihe der Schriften lag noch eine Rolle, der Zosimus, wie es schien, ganz neuerdings eine pomphafte Aufschrift angehängt hatte.

„Wahnreden des Atheisten und Christianers Justinus, dessen Hinrichtung durch das Schwert wir unter der

gesegneten Regierung des frommen Marcus Aurelius und unter dem weisen Junius Rusticus, Präfecten von Rom, selbst erlebt haben.“ Folgte der Vers aus Homer, der allen, die ähnliches gethan, ein gleiches Ende versprach.

Wäre diese Aufschrift nicht gewesen, so hätte Paulus diese letzte Rolle sicherlich nicht mehr entfaltet, denn er war müde und hatte in den bisherigen Urtheilen nichts gefunden, was ihn ansprach oder belehrte.

Aber die großartige Ankündigung lockte ihn an, und er dachte an die Scene bei Priscus.

„Also das ist der Mann, um dessen Tod sie so viel Wesens machten. Laß sehen, ob wirklich etwas dahinter steckt.“

Damit fing er an zu lesen.

Draußen flammte der Himmel in Abendgold, die blauen Regenwolken schwammen eilig auf dem rothgelben Hintergrund dahin, über den See senkten sich tiefe Schatten. Dann wurde es dunkel. Paulus las noch immer.

„Placidus, zünde die Lampe an.“

Der Knabe gehorchte ungeschickt.

„Was ist Dir, Junge?“

„Nichts, Herr.“

Paulus las weiter.

Der Knabe sah begehrlich auf die Wandmalereien, die der helle Lichtschein belebte, er dachte an die Küsse, die ihm die schöne Chloë heute und gestern für seine kleinen Dienstleistungen gegeben.

So wechselten die Gefühle bei den Bewohnern des

Gartenhauses. Der Knabe, der bisher in kindlicher Unschuld dahin geträumt, dachte an schöne Wangen und eine volle Brust, — sein Herr, der sonst gern diese Wangen geküßt, an dieser Brust geruht hatte, weilte mit seinen Gedanken in weiter, einsamer Ferne.

Er las von einem keuschen, frommen Manne, der vor weit über hundert Jahren unter einem fremden Volke eine neue Lehre, eine neue Moral gepredigt.

Und er erfuhr zum ersten Male, daß dieser Mann ein Reich verheißen hatte, das nicht von dieser Welt sei, daß er gelehrt hatte, auch die Armen und Beladenen seien Menschen und ein Tag des Gerichtes werde Lust und Leid, Härte und Duldung, Tod und Verwesung aufheben.

Die Schrift war im Tone anderer, rein philosophischer Reden gehalten, man sah ihr an, daß ein fein gebildeter Mann sie verfaßt hatte. Und das war das erste, was Paulus fesselte. Als er dann las, der Namen der Christianer beweise allein nichts gegen sie, fand er darin seine eigenste Ansicht ausgesprochen. Gewiß, dachte er, untersuchen soll jeder, ehe er richtet.

„Euere Götter sind böse Dämonen,“ sagte Justinus.

Das ist überflüssiges Gerede, sagte sich Paulus, denn wir haben gar keine Götter mehr. — Und er dachte an Kallistratos.

„Gott braucht keine irdische Gestalt.“ — Das wissen unsere Philosophen längst, ist also nichts neues! — „Unser Reich ist ein himmlisches.“ — Das zu glauben,

kann niemand wehren. Es mag armen Seelen ein erlaubter Trost sein! — Und was Justinus von der Auferstehung lehrte, schien Paulus grade heute tröstlicher als sonst. Gotteserkenntniß auf Erden, dafür Gotteslohn im Jenseits! Ja, das wäre die Lösung. Aber wo wär' es zu finden! Die Beweise für die Auferstehung, dachte er, sind am Ende ebenso gut und schlecht wie bei Platon. Und so im Gewande direkter Annahme wirkt das ganze noch besser. Denn beweisen läßt sich's doch nicht. Aber der reine Gedanke gibt schon Trost. Schließlich blieb auch Justinus Rede von der völlig objektiven Möglichkeit eines Sohnes Gottes nicht ohne Wirkung auf ihn. Diese philosophisch spitzfindige Fassung gewann den Schüler der Philosophen von Athen, — vielleicht hauptsächlich, weil er sie nicht ganz verstand oder sich frei auslegte.

„Möglich wär' es, dachte er. Aber man wird nie etwas darüber beweisen können. Und was die alten Prophezeihungen auf Christus angeht — nun, da verlohnte es sich, die Bücher der Juden zu lesen. Ich will doch bei Gelegenheit in der Bibliothek nachfragen."

Er war zu Ende mit seiner Lektüre. Draußen rauschte der Regen, die Lampe brannte trüb, und der Knabe schlief. Das Mahl stand unberührt auf dem Tisch. Paulus schenkte sich einen Becher Wein ein, stützte die müde Stirn auf die Hand und sann nach. So verrannen die Stunden. Er fing an, das Christianerthum von einer andern Seite aufzufassen. Aber

der Grund lag nicht in der neuen Lehre selbst. Jede Religion hätte heute Eindruck auf ihn gemacht. Denn immer und immer wieder kehrten seine Gedanken im Kreise zu dem einen dunklen Punkte zurück: Wenn ein Vergehen gegen die tiefen Gesetze der Natur dem Menschen zur Schuld angerechnet wird, auch wenn er es ohne Wissen begangen, — — wenn also das Nichtwissen selbst Schuld ist, — — kann dann nicht unser Nichtwissen von Gott auch Schuld sein, die der unbekannte Gott an uns straft? Und kann sich nicht dieser Gott in irgend einer schwachen, verachteten Lehre enthüllen, ohne daß wir es ahnen? . . .

Zu einem Resultat kam er mit all' seinem Grübeln nicht. Tief in der Nacht trat er ins Nebengemach und warf sich auf sein Lager. Wilde Traumbilder folgten ihm durch den Schlaf. Er sah Kallistratos mit Julia, und der Grieche schlang seinen Arm um das schwarzäugige Mädchen des Priscus und sagte: „Küsse mich so will ich Christianer werden!" Da verwirrten sich die Gesichte, und ein bleierner Schlaf sank auf den Ermüdeten. Als er am Morgen erwachte, fühlte er sich an allen Gliedern wie zerschlagen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Beck & Schirmer in Leipzig.

Bölsche, Wilhelm,

Paulus Roman aus der Zeit des Kaisers Marcus Aurelius

Bd.: 1

(1885)